

Leibniz Universität Hannover  
Institut für Erziehungswissenschaft  
Wintersemester 2018/2019

**Die reduzierte Triade**  
—  
**Exemplarische Fallanalysen**  
**zur Bedeutung des abwesenden Dritten in der Adoleszenz**

Masterarbeit  
zur Erlangung des akademischen Grades Master of Arts (M.A.)  
im Studiengang Bildungswissenschaften

eingereicht von:  
Janna Zieb

Hannover, den 27. März 2019

# Inhaltsverzeichnis

<b>Abbildungsverzeichnis</b>	<b>II</b>
<b>1 Einleitung</b>	<b>1</b>
<b>2 Theoretische Verortung</b>	<b>4</b>
2.1 Die familiale Triade – mehr als die Summe ihrer Dyaden	5
2.1.1 Die Bedeutung des Dritten – die formalsoziologische Perspektive	5
2.1.2 Die Erweiterung der Dyade zur Triade und das Konzept der Triangulierung – die psychoanalytische Perspektive	6
2.1.3 Die ödipale Triade und die familiale Dynamik – die strukturtheoretische Perspektive	7
2.2 Die vier Ablösungskrisen und die für sie bedeutsame Position des Vaters	10
2.2.1 Die frühe Triangulierung	11
2.2.2 Der ödipale Konflikt	12
2.2.3 Die Adoleszenzkrise	17
2.2.4 Die Bedeutung des Vaters für die zentralen Ablösungskrisen	20
2.3 Überlegungen zum Problem der Trennung aus strukturtheoretischer Perspektive	21
2.4 Die Pluralität der Lebensformen und die Gültigkeitskrise der familialen Triade	23
<b>3 Forschungsmethodologische Verortung – Objektive Hermeneutik</b>	<b>27</b>
3.1 Die methodischen Prinzipien der Objektiven Hermeneutik	30
3.2 Der Film als Ausdrucksmaterialität	31
<b>4 Analysen zur Interaktionsdynamik in der reduzierten Triade</b>	<b>32</b>
4.1 Das Phänomen des Bandenspiels und die neue Familie – Klara und ihre Mutter	33
4.1.1 <i>Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität – Zusammenfassung</i>	33
4.1.2 „Plötzlich mit Kind ist Verantwortung da gewesen“	37
4.1.3 Die zentralen Themen der Interaktionsanalyse	64
4.2 Die verhinderte Begegnung und der Frühstückstisch – Mina und ihre Mutter	68
4.2.1 „Aber du hast ja trotzdem Papa um Mama gehabt“	68
4.2.2 Die zentralen Themen der Interaktionsanalyse	96
4.3 Darstellung der zentralen Erkenntnisse der Analysen	99
<b>5 Fazit und Ausblick</b>	<b>106</b>
<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>110</b>
<b>Eigenständigkeitserklärung</b>	<b>117</b>

## **Abbildungsverzeichnis**

Abbildung 1:	Triadische Familienkonstellation	35
Abbildung 2:	Alleinerziehendenkonstellation mit Unterstützungssystem	36
Abbildung 3:	Alleinerziehendenkonstellation ohne Unterstützungssystem	36
Abbildung 4:	Adressierungslogiken des Vorwurfs der ungenügenden Elternschaft	47 105
Abbildung 5:	Differenzierung der Adressierungsformen über Bande	70 102
Abbildung 6:	Achtfeldertafel – Ausdruck und Artikulation eines Beziehungswunsches	100

# 1 Einleitung

Das ein Dritter oder eine Dritte verbindendes wie trennendes Potential birgt, ist eine wohl jedem bekannte Erfahrung: In der Vertrautheit zwischen Zweien hält ein Neues Potential für bisher unentdeckte Gemeinsamkeiten bereit, birgt zugleich aber auch die Gefahr von Differenzkommunikation und Ausschluss. Mit der Entscheidung zur Familiengründung gewinnt ‚das Dritte‘ in der Beziehung eines Paares eine neue Bedeutung: Der Transformationsprozess von einer dyadischen Gattenbeziehung zur triadischen Familienkonstellation beginnt.

„Die Leidenschaft sucht die Grenzen des Ich niederzureißen und das eine in das andere aufzuheben; aber nicht sie werden zur Einheit, sondern eine neue Einheit entsteht: das Kind.“ (Simmel, 1908, S. 72)

Mit der Geburt des Nachwuchses wird, formal betrachtet, eine Triade aus zwei Erzeugenden und einem Erzeugten ins Leben gerufen. Neben dieser zunächst auf die Biologie abstellenden Perspektive kann unter soziologischer Betrachtung von der Ausbildung einer am geltenden normativen Vorbild der binären Geschlechterrollen<sup>1</sup> orientierten „bürgerlichen Familie“ (Maiwald, 2012, S. 114) aus Vater, Mutter und Kind gesprochen werden – die Familie als soziale Ausdrucksform des Umgangs mit dem durch den biologischen Zeugungsakt entstandenen Leben. Diese Sozialform wird nicht selten<sup>2</sup> zu einem späteren Zeitpunkt aufgelöst und in andere, teils mit modernen Begriffen umschriebene Formen der Sozialbeziehungsarrangements – wie Patchworkfamilien, Co-Parenting-Konstellationen oder Ein-Eltern-Familien – überführt. Die mit der Aufkündigung der Gattendyade einhergehende Trennung der Eltern ist eine das familiäre System herausfordernde Situation<sup>3</sup> und stellt die Involvierten vor das auf Dauer gestellte Problem des Umgangs mit dem qua biologischer Abstammung nicht kündbaren Beziehungsverhältnis – das Kind bleibt Verbindungspunkt zwischen den ehemaligen Gatten.

---

<sup>1</sup> Um die alltagsprachliche Bedeutung des Rollenbegriffs von der strukturfunktionalistischen Bedeutung in Rekurs auf Goffman zu unterscheiden (Goffman, 1991), wird in der Arbeit bei einer Verwendung im alltagsprachlichen Gebrauch (im Sinne einer Position) der Begriff in einfache Anführungsstriche gesetzt (bspw. ‚Rolle‘ der Tochter). Soll auf den normativen Aspekt gesellschaftlicher Rollenerwartungen Bezug genommen werden, bleiben diese aus. Dies scheint insbesondere deshalb angemessen, weil diffuse Sozialbeziehungen gerade nicht (im strukturtheoretischen Sinn) rollenförmig sind (Oevermann, 2001) und diese Differenz kenntlich gemacht werden soll.

<sup>2</sup> 2016 lag die Eheauflösungsquote bei 30,9 %. 7,9 % der Auflösungen wurden von beiden Ehegatten beantragt, 51,2 % von den Ehefrauen (Statistisches Bundesamt, 2018c, S. 10, 12).

<sup>3</sup> Dass diese (Trennungs-)Handlung an sich bereits der Strukturgesetzlichkeit der diffusen Sozialbeziehung – die Gattenbeziehung ist neben der Eltern-Kind-Beziehung der Prototyp eben dieser – widerspricht, soll nur am Rande erwähnt und später weiter ausgeführt werden.

Die Ein-Eltern-Familie, die den größten Anteil dieser Arrangements ausmachende Subgruppe,<sup>4</sup> ist vor der ‚Normalfolie<sup>5</sup>‘ der bürgerlichen Familie mit der strukturellen Anforderung konfrontiert, die Abwesenheit des/der triadischen Dritten zu bearbeiten. Denn gerade die nicht (mehr) bestehende Gattendyade ist für diese familiale Sozialform konstitutiv. Mit dieser Bearbeitung wird auf Seiten der Eltern häufig auch eine Begründungspflichtigkeit hinsichtlich des Fehlens des/der Dritten gegenüber dem Kind virulent. Das Interesse des Kindes an seiner eigenen Entstehungsgeschichte hat Vera King (1999) mit dem Begriff der Urszene<sup>6</sup> konzeptionell gefasst: Dieses Interesse ist gerade nicht auf die Umstände der Zeugung<sup>7</sup> begrenzt, sondern beinhaltet auch Fragen zur Partnerschaft der Eltern im weiteren Sinne. Im Falle von Alleinerziehendenkonstellationen sind damit auch die Trennungsgeschichte der Eltern und die Gründe für die Abwesenheit des/der familialen Dritten Gegenstand des kindlichen Urszeneninteresses. Dieses drückt sich aber nicht in Form eines gerichtlichen Verhörs aus, vielmehr schwelen diese Fragen latent im (Beziehungs-)Raum – die Auseinandersetzung mit der Reduktion der Triade drückt sich, so soll angenommen werden, manifest wie latent in der Interaktion zwischen Elternteil und Kind aus.

Mit dem Eintritt des Nachwuchses in die Phase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter, der Adoleszenz, werden die „Fragen und Phantasien über den eigenen Ursprung“ (dies., S. 216) erneut virulent. Im Zuge des Individuationsprozesses können die bis dato ausgehandelten Familienbünde einer kritischen Revision unterzogen werden: Im Rahmen der Entwicklung einer eigenen Ich-Identität werden unterschiedliche Positionierungen erprobt, mit dem Bestreben, der drohenden Identitätsdiffusion zu entkommen (Erikson, 1973) – dafür bedarf es eines ‚psychosozialen Möglichkeitsraumes‘ (King, 2002, S. 30). Dieses Probehandeln, so wird angenommen, geht auch mit Veränderungen hinsichtlich der Relevanz des/der fehlenden Dritten einher, sodass die Phase der Adoleszenz zur besonders interessanten Periode der familialen Aushandlungsprozesse um die/den fehlende\_n Dritte\_n in Ein-Eltern-Familien wird.

---

<sup>4</sup> Der Anteil Alleinerziehender lag 2017 laut Statistischem Bundesamt für Haushalte mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren bei 18,9%. Der Anteil alleinerziehender Männer betrug davon 2,3% (Statistisches Bundesamt, 2018b).

<sup>5</sup> Diese ‚Normalfolie‘ soll als ansozialisierte gelten.

<sup>6</sup> Das Verständnis der Urszene Kings (1999, S. 218) unterscheidet sich von der durch Freud geprägten Bedeutungszuschreibung: Freud bezeichnete die (phantasierte oder real erlebte) koitale Vereinigung der Eltern im Sinne einer traumatisierenden, infantilen Erfahrung als Urszene (Laplanche & Pontalis, 1992, S. 576 f).

<sup>7</sup> Die Kenntnis über die eigene Abstammung ist im Zweifel sogar rechtlich einklagbar: Auf Anfrage der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen hat die Bundesregierung 2015 festgehalten, dass ein rechtlicher Anspruch auf Kenntnis der eigenen Abstammung besteht (Biallas, 2015).

Zum Verständnis des innerfamilialen Umgangs mit der Abwesenheit eines/einer fehlenden Dritten in der Adoleszenz werden zwei Filmszenen, die dem Dokumentarfilm *Prinzessinnenbad* entnommen sind, objektiv-hermeneutisch analysiert: Anliegen ist es, die mit der Thematisierung der Trennung der Eltern verbundenen Auswirkungen auf die Interaktion zwischen Mutter und Tochter zu verstehen. Beide ausgewählten Mutter-Tochter-Dyaden sind durch das Fehlen des/der familialen Dritten, des Vaters, gekennzeichnet. Für die Mutter bedeutet das die Notwendigkeit, die Trennung von ihrem Partner zu verarbeiten, für die Tochter die Trennung der Eltern und das Verlassensein durch den Vater. Sowohl Mutter als auch Tochter müssen also jeweils die Kränkung des Verlassenseins (ob nun aktiv gewählt oder passiv erlebt) bearbeiten. Diese Bearbeitungsformen sind zunächst nicht zwingend voneinander abhängig. Dies ändert sich, wenn Mutter und Tochter über die Thematik wie in den vorliegenden Filmszenen ins Gespräch kommen. Herausgearbeitet werden dabei die spezifischen Strukturmechanismen und -zwänge, unter denen die Handelnden miteinander interagieren.

Um die Dynamik innerhalb einer Ein-Eltern-Familie zu verstehen, wird im theoretischen Teil zunächst die klassische Familienkonstellation, die familiäre Triade, ausführlich dargestellt (Kapitel 2). In Abschnitt 2.1 wird daher zunächst die Bedeutung dieser vorgestellt, die ‚mehr als die Summe der sie konstituierenden Dyaden ist‘. Unter soziologisch-philosophischer Perspektive wird dafür in einem ersten Schritt die Erweiterung der Dyade zur Triade und damit die Bedeutung des/der Dritten expliziert (2.1.1), um daran anschließend das (psychoanalytische) Konzept der Triangulierung vorzustellen (2.1.2). In soziologisch-strukturtheoretischer Tradition werden in Abschnitt 2.1.3 die Strukturgesetzmäßigkeit der ödipalen Triade und die aus ihr resultierenden familialen Dynamiken dargestellt.

Als zentrale Kulminationspunkte der psychosozialen ontogenetischen Entwicklung werden die vier von Sigmund Freud (1973b) und Ulrich Oevermann (2001) postulierten Ablösungskrisen in Abschnitt 2.2 ausführlicher besprochen. Die aus einer Trennung resultierenden Probleme werden aus strukturtheoretischer Perspektive in Abschnitt 2.3 diskutiert.

Um der Gefahr der Reproduktion von (hetero-)normativen (Geschlechterrollen- und Familien-)Stereotypen zu begegnen, werden in Abschnitt 2.4 die Einwände gegen das klassische triadische Familienmodell vorgestellt und argumentiert, warum im vorliegenden Fall dennoch ein Rückgriff auf dieses im Einklang mit der ausgeführten Kritik vertreten werden kann.

Die Auswahl des Fallmaterials sowie die dem in der Einleitung vorgestellten Erkenntnisinteresse gerecht werdende Methodenauswahl wird in Kapitel 3 motiviert und mit einer kurzen Darlegung der methodischen Prinzipien der Objektiven Hermeneutik, als Verfahren der Wahl bei Erkenntnisinteressen strukturell-verstehender Natur, abgeschlossen.

Den empirischen Hauptteil der Arbeit bildet die objektiv-hermeneutische Analyse der dem Film *Prinzessinnenbad* entnommenen Interaktionssequenzen zwischen den beiden Protagonistinnen Klara (4.1) und Mina (4.2) im Einzelgespräch mit ihren Müttern in Kapitel 4. Die im Rahmen der vorangegangenen Arbeit *Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität* gewonnenen Erkenntnisse werden in Abschnitt 4.1.1 vorgestellt, der sich die objektiv-hermeneutische Analyse der nächsten Filmszenensequenz anschließt (4.1.2). In Abschnitt 4.1.3 werden die in den vorherigen beiden Abschnitten gewonnenen Erkenntnisse zusammengefasst. Die Analyse der Mutter-Tochter-Interaktion der zweiten Protagonistin Mina wird in Abschnitt 4.2.1 vorgenommen, im Anschluss daran werden die zentralen Themen in Abschnitt 4.2.2 zusammenfassend dargestellt.

Mit einer die beiden Rekonstruktionen in Bezug setzenden Abschlussdiskussion (4.3) und einem Ausblick auf lohnend erscheinende, anschließende Forschungsarbeiten wird die Arbeit mit Kapitel 5 abgeschlossen.

## **2 Theoretische Verortung**

Für das in der Einleitung dargelegte Erkenntnisinteresse ist eine eingehendere Auseinandersetzung mit der Strukturformation Triade grundlegend. Im ersten Abschnitt soll daher zunächst die Bedeutung der triadischen Erweiterung der Dyade besprochen und die mit dieser Transformation einhergehenden beziehungsweise durch sie erst ins Leben gerufenen Dynamiken dargelegt werden. Die von Oevermann (2001) postulierten Ablösungskrisen in der ontogenetisch psychosozialen Entwicklung des Individuums sollen im darauffolgenden Abschnitt ausführlicher vorgestellt und die Bedeutsamkeit des Vaters für diese expliziert werden. Da das Datenmaterial alleinerziehende Mütter in der Interaktion mit ihren Töchtern abbildet, sollen anschließend die mit einer Trennung einhergehenden strukturellen Anforderungen oder, weniger neutral, Probleme näher erläutert werden. Die Pluralität der Lebensformen berücksichtigend soll in einem weiteren Abschnitt diskutiert werden, inwiefern die klassisch triadische Besetzung aus Mutter, Vater und Kind und – mit Hinblick auf Alleinerziehende – die Triade überhaupt weiterhin Geltung beanspruchen kann. Dabei wird in den

einzelnen Abschnitten immer wieder unter soziologisch-strukturtheoretischer und entwicklungstheoretisch-psychoanalytischer Perspektive diskutiert. Wo es wichtig erscheint, soll diese Differenzierung angezeigt werden.

## **2.1 Die familiale Triade – mehr als die Summe ihrer Dyaden**

Zunächst wird unter formalsoziologischer Perspektive in Rekurs auf Georg Simmel (1908) die Bedeutung des/der Dritten in der Erweiterung der Dyade zur Triade dargelegt. Im Anschluss daran wird das Konzept der Triangulierung aus psychoanalytischer Perspektive, wie es Michael Buchholz (1993, 1999) und Jürgen Grieser (2007, 2011, 2015) vertreten, entfaltet. Die Darstellung des Konzepts der ödipalen Triade und der ihr innewohnenden Dynamik bildet im Anschluss an das strukturtheoretische Verständnis von Oevermann (2001), Andreas Wernet (2003) und Tillmann Allert (1998) den dritten theoretischen Bezugspunkt der späteren Analyse.

### **2.1.1 Die Bedeutung des Dritten – die formalsoziologische Perspektive**

Mit der Geburt des Nachkommen wird die Gattendyade unweigerlich durch eine hinzukommende dritte Person erweitert – aus der Dyade wird eine Triade. Diese triadische Erweiterung soll zunächst unabhängig vom Familiensystem in seiner Wirkung auf die Zweierbeziehung betrachtet werden. Mit der Figur des/der Dritten wird, so weit so trivial, die Zweierbeziehung um bisher nicht enthaltene Beziehungsaspekte, unabhängig von der spezifischen Konstitution der vorigen Dyade, erweitert (Hessinger, 2010). Der/die Dritte birgt dabei sowohl ein verbindendes wie auch ein trennendes Potential (Hohenester, 2000, S. 111 ff); ihm/ihr kommt, so benennt es Simmel, eine „Doppelfunktion“ (Simmel, 1908, S. 78) zu. Zur Veranschaulichung des entzweienden, trennenden Moments ruft Simmel die Szenerie eines Museumsbesuches auf (ebd.): Während sich zwei Menschen bei der Betrachtung eines Bildes in einer gemeinsam geteilten Stimmung befinden können, ungeachtet dessen, dass beide auch andere Empfindungen in sich tragen, die aber nicht in Resonanz mit dem Gegenüber und damit zunächst nur intrapsychisch sind, so kann und wird mit dem Hinzutreten eines/einer Dritten in jedem der beiden anderen Partner\_innen eine neuerliche Stimmungsresonanz erklingen – das vormalig Intrapsychische wird in Resonanz mit dem Neuling zum Interpersonellen. Die vormalige Einheit im Gleichklang der Stimmung zwischen A und B wird durch das Dazutreten von C insofern gestört, als diese\_r nun mit A und B jeweils in einer anderen Stimmung in Resonanz steht. Er/sie ist insofern Eindringling, als er/sie „durch sein[/ihr: JZ] Teilhaben an gewissen Stimmungen, die ihre Konzentriertheit und schamhafte



Zartheit nur bei dem unabgelenkten Blick von Auge zu Auge entfalten können“ (ebd.) das innig zweiseame Verhältnis stört und insofern ein trennend wirksames Element ist.

Neben dem entzweierenden Moment, welches durch das Hinzutreten des/der Dritten ausgelöst wird, ist auch, das führt Birgitta Hohenester (2000) in Rekurs auf Simmel aus, eine vereinende Kraft wirksam. Diese wird durch die mittelbare Beziehung, die die vorherigen Dyadisten über den/die Dritten zueinander haben, gespeist – eine indirekte Verknüpfung. Diese kohäsiven Kräfte resultieren zum einen aus der Offenlegung von Aspekten, die in einer dyadischen Konstellation ohne den/die Dritte\_n nicht manifest geworden wären, zum anderen indem der/die Dritte als Empfänger des Interesses beider Partner\_innen für ein Gemeinsames zwischen ihnen sorgt (dies., S. 112). Als potentieller Keim von Entzweierendem und möglicher Ursprung von Verbindendem spiegelt der/die Dritte die „grundlegende Ambivalenz des Sozialen“ (Hessinger, 2010, S. 79). Diese, sowohl kohäsiven wie zentrifugalen Kräfte sind, um die Brücke zurück zur Familie zu schlagen, in allen familialen Gebilden (die immer aus mindestens einer Triade, im Falle einer Vielzahl von Kindern mehrerer Triaden, bestehen) wirksam (Hohenester, 2000, S. 113).

### **2.1.2 Die Erweiterung der Dyade zur Triade und das Konzept der Triangulierung – die psychoanalytische Perspektive**

Dort, wo in einer Dyade eine Perspektiverweiterung durch einen äußeren Bezugspunkt hergestellt wird, sprechen Psychoanalytiker\_innen von einem Prozess der Triangulierung (Ermann, 1993, S. 201). Die Psychoanalyse hatte zunächst vor allem eine triadische Konstellation im Blick: den Ödipuskomplex, der zugleich zentrales Element der kindlichen Sozialisation hin zu einem (sexuell) autonomen Individuum darstellt(e). Diese Engführung auf die Konfliktodynamik der ödipalen Triade wurde zugunsten einer Theorie von über die gesamte Lebensspanne sich erstreckenden Triangulierungserfahrungen erweitert: „Heute sehen wir die Triangulierung als ein psychisches Grundprinzip, das weit über das reale oder imaginäre Personendreieck der Kleinfamilie hinaus in unterschiedlicher Form und in unterschiedlichen Lebensphasen in Erscheinung tritt“ (Grieser, 2015, S. 10). Grundidee eines solchen Prozesses ist die Beziehungsregulation zwischen zwei Polen durch eine\_n Dritte\_n oder ein Drittes (ebd.). Als *Tertium comparationis* dient es Zweien als gemeinsamer Bezugspunkt und ermöglicht über die regulative Funktion einen Ausweg aus einer dualistischen Bezogenheit (ders., S. 203). Den Triangulierungsprozess nur auf die interpersonelle Ebene zu beschränken, wird der ubiquitären Bedeutsamkeit des Phänomens nicht gerecht: Triangulierungserfahrungen sind „unhintergehbare Voraussetzung für Entwicklung und

Sozialisation“, sie ermöglichen die „Einführung in die Welt des Begehrens und der Sprache“ (King, 2018, S. 93) und damit in die Welt der Symbole. Da ein Symbol aber gerade nicht das Objekt sein kann, das es symbolisiert, wird mit der Einführung in die Symbolwelt auch die Erfahrung von Verlust manifest (Lang, 1999, S. 66). In der in Abschnitt 2.2.1 ausführlicher behandelten frühen Triangulierung muss diese Erfahrung integriert und in Form der Ausbildungen von Objektrepräsentanzen bearbeitet werden. Dabei beginnen Triangulationserfahrungen in der Familie nicht erst mit der Geburt des Nachwuchses (ebd.): Im Konzept des „phantasmatischen Kindes“ (Buchholz, 1993, S. 119) finden die Vorstellungen, Wünsche und Befürchtungen, die die Eltern pränatal über das Kind haben, Eingang und sorgen bereits für einen triangulierenden Prozess zwischen dem Paar. So sieht Grieser auch das Auftreten eines körperlichen Symptoms als eine „Ersatzbildung für das fehlende triangulierende Dritte“ (Grieser, 2015, S. 98) – das Symptom kann dann als Triangulierungsversuch verstanden werden, mit dessen Hilfe beispielsweise die Regulierung von Nähe und Distanz zu Beziehungspersonen gelingt. Im psychoanalytisch-therapeutischen Prozess wird der Versuch unternommen, das Symptom als Symbol zu dechiffrieren und darüber zu einer triangulierenden Erfahrung beizutragen. Die analytische Psychotherapie kann als „Übergangs- und Möglichkeitsraum“ (ebd.) verstanden werden, in dem Erfahrungen im Dreieck Patient-Therapeut-Material möglich sind. Vor dem Hintergrund der Ubiquität von Triangulierungserfahrungen und ihrer Bedeutung für die psychosoziale Entwicklung ist es kaum verwunderlich, dass die Psychoanalyse auch als „allgemeine Theorie der Triangulierung“ (Koschorke, 2010, S. 10) bezeichnet wird.

### **2.1.3 Die ödipale Triade und die familiale Dynamik – die strukturtheoretische Perspektive**

Ein entscheidender Vorteil der sich sexuell reproduzierenden Menschheit ist, so Oevermann (2001), die fortwährende Genese von Neuem. Dazu habe zum einen die Familialisierung des Vaters und damit die Manifestation des Vater-Tochter-Inzest-Tabus beigetragen, zum anderen aber auch die dem Menschen eigene Fähigkeit zu transformatorischen Akten, die, im Vergleich zu reproduktiven Schleifen in der Ontogenese an Bedeutung gewinnen. Durch die Rekombination von Lebenswelten im Sinne der Partnerschaftlichkeit wird die Genese von Neuem potenziert und erhält in Form der Deszendenz eine konkrete Gestalt (ders., S. 82). Der obigen Ausführungen zur ambivalenten Funktion des/der Dritten

folgend, ist auch die Zeugung der Nachkommenschaft ambig:<sup>8</sup> „Das Kind ist [...] die der Dyade inhärente Konkurrenz und Ergänzung“ (Allert, 1998, S. 249). Diese aus der vollzogenen Erweiterung der Dyade zur Triade hervorgebrachte spannungsvolle Differenz mag für einen Teil der für Familien charakteristischen Dynamik verantwortlich zeichnen. Ein weiteres spannungserzeugendes Moment resultiert, wie später genauer dargelegt wird, aus der Zusammensetzung der, in Rekurs auf Freuds Konzept des Ödipuskomplexes entwickelten (1973a), ödipalen Triade aus zwei strukturdifferenten Dyadentypen: einer Gattendyade und jeweils einer Eltern-Kind-Dyade<sup>9</sup> – als „Prototypen“ (Oevermann, 2001, S. 85) diffuser<sup>10</sup> Sozialbeziehungen.

Während Talcott Parsons (1951) auch die familialen, diffusen Beziehungen als Rollenbeziehungen bezeichnet (S. 83), liegt für Oevermann genau in dieser Eigenschaft die Differenz zwischen beiden. Im Fall einer spezifischen Sozialbeziehung trägt die Person der Interagierenden die *Beweislast*, die ein in der Definition des Rollenverhältnisses nicht enthaltenes Thema in die Beziehung einbringen will, in diffusen Sozialbeziehungen der/die Partner\_in die *Begründungslast*, der/die ein Thema aus dem Beziehungsraum ausklammern möchte (Oevermann, 2001, S. 85) – Konstitutivum diffuser Sozialbeziehungen ist die Involviertheit als ganze Person, in Oevermanns Worten die „Nicht-Substituierbarkeit des Personals“ (ders., S. 88). Im Gegensatz dazu zeichnet sich das Bekleiden einer Rolle durch Ungebundenheit gegenüber dem Individuum aus - der Widerspruch zum Strukturprinzip der diffusen Sozialbeziehung wird ersichtlich.

Familiale Dyaden weisen zunächst folgende vier strukturelle Gemeinsamkeiten auf: Diffuse Sozialbeziehungen sind prinzipiell unkündbar.<sup>11</sup> Sie erfordern ein wechselseitiges Vertrauen, das im bedingungslosen Vollzug hergestellt wird und bauen auf der Grundlage einer Körperbasis auf. Die ebenso konstitutive „generalisierte wechselseitige Affektbesetzung“ (ebd.) vermag die reziproke, auch lange Phasen der Trennung überdauernde, Bindung zu erklären. Die bereits erwähnte Differenzierung zwischen Gatten- und Eltern-Kind-Dyade verläuft dabei entlang der Dimension der Körperlichkeit: Während in der Gattenbeziehung sexualisierte Formen der Interaktion konstitutiv sind, verbietet sich ebendiese in der Eltern-

---

<sup>8</sup> Zur Soziologie des Paares und dem Verhältnis von Partnerschaft und Elternschaft siehe vertiefend Allert (1996, 1997).

<sup>9</sup> Bewusst wird hier noch nicht auf die Kritik am klassisch triadischen Familienverständnis eingegangen (siehe dazu Abschnitt 2.4), sondern zunächst die Grundlegung des Konzepts dargelegt.

<sup>10</sup> Zur Differenzierung auf der Achse der Beziehung zum Objekt (,diffus' versus ,spezifisch') vgl. Parsons „pattern variables“ (Parsons, 1951, S. 68).

<sup>11</sup> Dass die Aufkündigung in Form einer faktischen Trennung indes empirisch häufig zu beobachten ist, ändert nichts an der strukturellen Gültigkeit. Eine Beziehung mit einem vorher festgesetzten ‚Vertragsende‘ zu versehen, würde das Unterfangen konterkarieren.

Kind-Beziehung – jedwede Form sexueller Bezugnahme ist tabu (ders., S.89). Um die sozialisatorische Funktion der ödipalen Triade in seiner vollen Wirkmächtigkeit zu ergründen, muss zunächst die alle Positionen betreffende, in dem erhobenen Ausschließlichkeitsanspruch an das Beziehungsgegenüber gründende, nicht stillstellbare, spezifisch triadische Dynamik dargelegt werden: Jede Position der Triade ist aus der Dyade der beiden anderen ausgeschlossen, erhebt einen Ausschließlichkeitsanspruch an die anderen beiden Positionen und sieht sich mit den widersprechenden Ausschließlichkeitsangeboten an die eigene Person konfrontiert (ebd.) – die „Exklusivitätsansprüche“ (Allert, 1998) werden beständig unterwandert.

Aber erst aufgrund der durch die bereits dargelegte Differenz der sexualisierten Körperbasis zwischen den Gatten im Vergleich zum durch das Inzestverbot sexuell reglementierten Beziehung zwischen Eltern und Kind resultierenden Antriebsspannung, wird die sozialisatorische Wirkung der ödipalen Triadenkonstellation entfaltet: Das Kind erlebt eine von den von ihr/ihm unterhaltenen Beziehungen differente, aber begehrenswerte, Form der Beziehungsgestaltung. In dem Wunsch eine ebenso strukturierte Dyade zu unterhalten, richtet das Kind sein Begehren auf das gegengeschlechtliche<sup>12</sup> Elternteil, wird aber von diesem, dem Inzesttabu Rechnung tragend, zurückgewiesen. Die Zurückweisung macht dabei nur dann Eindruck (und auch das Begehren entsteht nur, oder wirksamer, dann), wenn die sexuelle Affektivität in der Gattendyade gelebt und für das Kind qualitativ erfahrbar wird (Oevermann, 2001, S. 99).

Nach einer Phase der Latenz tritt mit der Adoleszenz und den wiederauflebenden genitalen Triebstreben die außerfamiliale Orientierung des Nachkömmlings ein und mit ihr eine potentielle Familiengründung.

Diese außerfamiliale Ausrichtung, bisher nur in der sozialisatorischen Wirkung für das heranwachsende Individuum betrachtet, hat für das familiale Gebilde als Ganzes, eine folgenreiche Wirkung: Bereits der familialen Konstitution ist ihre Auflösung inhärent. Das Inzesttabu beinhaltet gezwungenermaßen auch ein „Auflösungsdiktat“ (Wernet, 2003, S. 486). Der Familie als „abgeschlossenen, in sich ruhenden, statischen Binnenraum“ (ders., S. 487) tritt die Auflösung, durch die mit dem Fortgang der Sozialisation zunehmende und sich in der Adoleszenz als letzter Ablösungskrise zuspitzende Individuierung und mit ihr die potentielle Familienneugründung gegenüber. Wernet (2003) thematisiert diese scheinbar widersprüchlichen Bestrebungen in seinem familientheoretischen Modell der *Familie als*

---

<sup>12</sup> So zumindest zunächst das klassische Modell. Im Abschnitt 2.4 wird diese (in Freuds Konzeption des Ödipuskomplexes fußende) Annahme kritisch hinterfragt.

*Auflösungsgemeinschaft* als einen für die (moderne) Familie konstitutiven Sinnzusammenhang. Zugehörigkeit und Auflösung sind keine sich diametral ausschließend, gegenüberstehenden Pole, viel mehr bilden sie eine „widersprüchliche Einheit“ (ders., S. 487), die eine fortwährende Spannung erzeugt: „Die Auflösungsdynamik vollzieht sich an der Zugehörigkeit und setzt diese voraus. [...] Statik und Dynamik, Bindung und Lösung erscheinen also als Momente eines integralen Prozesses der Konstitution des familialen Gebildes“ (ebd.). Die aus den mit der Familiengründung immer schon vorhandenen, sich in familialen Interaktionen als Charakteristikum niederschlagenden Bindungs- und (Auf-)Lösungsstrebungen resultierende Strukturdynamik kulminiert in der Adoleszenzkrise zu einem Höhepunkt des Spannungsverhältnisses.

Vor dem Hintergrund der Strukturgesetzlichkeit der *Familie als Auflösungsgemeinschaft* verwundert es kaum, „dass Familie alltäglich und im Lebensverlauf immer wieder hergestellt, praktiziert (d.h. vollzogen), angepasst und ggf. verändert werden muss“ (Jurczyk, 2018, S. 146), wie Karin Jurczyk in ihrem familientheoretischen Modell der *Familie als Herstellungsleistung* konstatiert.

## **2.2 Die vier Ablösungskrisen und die für sie bedeutsame Position des Vaters**

Freud (1973b, S. 98 ff) postulierte vier (beziehungsweise, weiter ausdifferenziert, fünf) Phasen der ontogenetischen, psycho-sexuellen Entwicklung des Menschen: die orale Phase, gefolgt von der analen Phase, der phallischen Phase (die in die Latenzphase mündet) und der anschließenden genitalen Phase, gemeinhin auch als Adoleszenz bekannt. Den Übergängen ist, so Oevermann (2001, S.107), die Überwindung einer spezifischen Krise vorgeschaltet: Die erste Ablösungskrise sei die der biologischen Geburt aus der physischen Symbiose mit der Mutter und dem Eintritt in die von ihr körperlich getrennte Welt. Im Erleben der oralen Phase muss das Kind nun die schmerzliche Erfahrung machen, dass die Mutter nicht symbiotisch mit ihm verbunden und ein eigenes fühlendes Wesen mit eigenen Interessen ist, die zweite Ablösungskrise. Mit dem Eintritt in die phallische Phase wird die Zuneigung zum gegengeschlechtlichen Elternteil getreu dem Ödipuskomplex virulent, der schließlich mit Überwindung des selbigen in der dritten Ablösungskrise untergeht und damit den Eintritt in die Latenzphase ebnet. In der sich anschließenden Adoleszenz (nach Freud (1973b) die genitale Phase, die jedoch seinerzeit bereits im Alter von 18 Jahren endete) muss die vierte Krise gemeistert werden: die Ablösung vom Elternhaus und damit der Eintritt in die autonom gestaltete Lebenspraxis des Erwachsenen (ebd.). Für die zweite und dritte Ablösungskrise spielt die, geschlechtsunspezifisch ausgedrückt, zweite Bezugsperson eine entscheidende

Rolle, im Konzept von Oevermann ist dies der Vater (Oevermann, 2001). Was Oevermann als zweite Ablösungskrise bezeichnet (Oevermann, 2001), wird psychoanalytisch als frühe Triangulierung bezeichnet, darunter wird die durch den Dritten<sup>13</sup> vermittelte Loslösung des Kindes aus der Mutter-Kind-Symbiose gefasst (Benjamin, 1992, S.90).<sup>14</sup> Die dritte Krise vollzieht sich im Untergang des Ödipuskomplexes und damit der Zurückweisung des Kindes in die Eltern-Kind-Dyade durch den gegengeschlechtlichen Elternteil und die Versagung jeder sexuellen Bezugnahme. In der dem Kind sich nun eröffnenden Orientierung an der Peer-Group durchlebt es die Latenzphase mit verminderter Triebforderung. Im Wiederaufleben der ödipalen Triebregung in der Adoleszenz und durch die Erfahrung des Ausschlusses aus der gelebten affektiven Gattendyade im Zuge des Untergangs des Ödipuskomplexes sind Adoleszente bestrebt, eine solche Beziehung selbst herzustellen. Das Interesse, eine eigene Partnerschaft zu initiieren, wird genährt und führt zur außerfamilialen Orientierung (z. B. Grieser, 2007, S. 569 ff). Zunächst vergegenwärtigen wir uns die letzten drei Krisen noch einmal ausführlich für die klassische, kleinfamiliale Besetzung von Mutter, Vater und Kind und betrachten diese unter dem Gesichtspunkt der Triangulierung, um im darauffolgenden Abschnitt 2.4 über die Aktualität triadischer Konzeptionen und Alternativen zur ‚klassischen Besetzung‘ zu diskutieren.

### **2.2.1 Die frühe Triangulierung**

Mit der präödipalen Triangulierung (aus diesem Grund auch als frühe Triangulierung bezeichnet) wird der Grundstein für die spätere ödipale Konfliktdynamik geschaffen (z. B. Ermann, 1993; Grieser, 2007): Das Kind erlebt sich in Beziehung zu mehreren Objekten und erkennt auch die Beziehung dieser untereinander an (Schon, 1995, S. 11); für den familialen Fall die von denen durch das Kind unterhaltene qualitativ verschiedene Beziehung der Eltern – eine „Neukonfiguration der dyadischen Beziehung von Selbst und Anderem“ (King, 2018, S. 90). Die Entwicklung nimmt dabei Ausgang von der monadisch-symbiotischen Dyade zwischen Mutter und Kind (Ermann, 1993, S. 201), aus der sich das Kind ab dem fünften Monat mit Beginn der Trennungs- und Individuationsphase zunächst durch Nutzung von Übergangsobjekten später auch im physischen Ausdruck durch motorisches Fortbewegen allmählich löst und in ein „Liebesverhältnis zur Welt“ (Klußmann, 2000, S. 48) eintaucht.

---

<sup>13</sup> Im psychoanalytischen Konzept ist der Vater der triangulierende Dritte.

<sup>14</sup> In der psychotherapeutischen Praxis kommt es bei Trennungskindern immer wieder zu bis weit in das Schulalter hinein reichenden symbiotischen Bindungen zwischen Mutter und Kind. In solchen Fällen kann dann der/die Therapeut\_in als triangulierende\_r Dritte\_r einspringen und somit den Ausweg aus der symbiotischen Dyade und den Eintritt in die Außenwelt und letztlich Autonomie weisen (Grieser, 2007).

Mit zunehmender kognitiver Reifung muss das Kind anerkennen, dass es nach wie vor auf die Fürsorge der Mutter angewiesen ist. Aus Angst vor einer erneuten Verschmelzung mit der Mutter und dem gleichbedeutenden Verlust der gerade erst gewonnenen Autonomie wendet sich das Kind in der Mitte des zweiten Lebensjahres dem Vater als Vermittler zu. Er dient dem Kind als Modell der gefahrlosen, weil unabhängigen und damit reversiblen Annäherung an die Mutter (Benjamin, 1992, S. 107). In Identifikation mit dem Dritten gelingt die angstfreie Ablösung aus der Mutter-Kind-Symbiose und die Erfahrung des relativen Ein- und Ausgeschlosseneins: eine „Transzendenz der einfachen ‚Ich-Du-Relation‘“ (King, 2018, S. 90) zu einem triangulären Erleben. Auch können aggressive Impulse gegenüber der Mutter in die Beziehung zum Vater verschoben werden, sodass zum einen die Beziehung zur Mutter entlastet und zum anderen ein anderer Umgang mit Aggressivität erfahren werden kann (Grieser, 2015, S. 42). Die Bedeutung des Vaters auf diese vergleichsweise späte Phase der Entwicklung zu beschränken sei, darin sind sich die verschiedenen Autor\_innen einig, unzulässig (z. B. Ermann, 1993; Grieser, 2011): Der Vater ist als dyadisches Beziehungsgegenüber von Anbeginn relevant (Dornes, 2013, S. 303; Ermann, 1993, S. 203), das belegen auch die Untersuchungen zur Säuglingsforschung von Daniel N. Stern (Stern, 1991). Für die psychische Ontogenese kommt ihm im zweiten Lebensjahr des Kindes in der Funktion des triangulierenden Dritten aber eine besondere Bedeutung zu. Damit von einer gelungenen Triangulierung gesprochen werden kann, muss es dem Kind gelingen, die Erfahrungen mit dem/der personalen Dritten, in der psychoanalytischen Theorie als Triadifizierung bezeichnet, zu internalisieren – dies gelingt erst, wenn aus dem äußeren ein „inneres Beziehungsdreieck“ (Schon, 1995, S. 11) geworden ist. Mit der Triangulierung wird eine Entwicklung von der dyadischen Relationierung hin zur exzentrischen Reflexivität vollzogen.

### **2.2.2 Der ödipale Konflikt**

Als ein zentraler Konflikt der kindlichen Sexualentwicklung, vor allem aber mit seinen Auswirkungen für die Autonomieentwicklung des Kindes, wird der Ödipuskomplex genauer betrachtet und zunächst die ursprüngliche, triebtheoretische Entstehungsidee, wie sie Freud (S. Freud, 1973d, 1973a) entwarf, vorgestellt. Daran anschließend wird das strukturtheoretische Verständnis der ödipalen Stellung dargelegt, das im Gegensatz zum triebtheoretischen Modell den Vorzug aufweist, durch Betrachtung der universellen Strukturdynamiken auf Geschlechterdifferenzierungen verzichten zu können.

### 2.2.2.1 Das psychoanalytische Verständnis des Ödipuskomplexes

In der triebtheoretischen Auslegung des Ödipuskomplexes kommt der Kastrationsangst eine entscheidende Bedeutung zu. Dass damit notwendig ein geschlechtsspezifisch differenziertes Verständnis des Ödipuskomplexes dargelegt wird, ist ersichtlich. Der Junge – und für diesen ist die Entwicklung von Freud weit besser verstanden – wendet in der phallischen Phase befindlich sein Interesse seinem Genital, dem Phallus, zu und geht manuellen Beschäftigungen mit diesem nach (S. Freud, 1973a). Dieses Verhalten wird durch die ihn umgebenden Erwachsenen gemaßregelt, was zunächst nur als Drohung, nicht aber als Gefahr und daher ohne Gehorsam vernommen wird (ders., S. 397). Entdeckt der Junge nun aber die weibliche Geschlechtlichkeit und damit das ihr ‚fehlende‘ Geschlechtsteil, so wird die Drohung, ihm könne das seinige ebenso genommen, real – „die Kastrationsdrohung gelangt nachträglich zur Wirkung“ (ders., S. 398). Dabei ist die manuelle Betätigung nur Ausdruck eines dahinterliegenden Begehrens und in diesem Sinne die Abfuhr der dem Ödipuskomplex zuzurechnenden Sexualenergie: Das Kind befindet sich in der phallischen Phase bereits in der Ödipuseinstellung zu seinen Eltern (ebd.). Diese kann in zwei Formen gelöst werden: In männlicher Weise kann sich das Kind an die Stelle des Vaters und damit an die Seite der Mutter phantasieren – der Vater wird zum Rivalen (positiver Ödipuskomplex): „Häufig gibt er [der Junge: JZ] seinen Gefühlen direkten Ausdruck in Worten, verspricht [...] der Mutter, daß er sie heiraten wird“ (ders., S. 342). Er kann sich aber auch an die Stelle der Mutter setzen und sich vom Vater lieben lassen – die Mutter wird überflüssig (negativer Ödipuskomplex). Beiden Strebungen ist gemein, dass eine Befriedigung mit dem Verlust des geschätzten Phallus einhergehen muss, im Falle der Rivalität als Strafe, im Falle der Ersetzung der Mutter als Voraussetzung (ders., S.398). In diesem Widerstreit zwischen dem „narzisstischen Interesse an diesem Körperteil“ (ebd.) und der libidinösen Besetzung der elterlichen Objekte siegt zumeist der narzisstische Erhaltungswunsch – es folgt die Abwendung von den ödipalen Objekten und damit der Untergang des Ödipuskomplexes. Die Objektbesetzungen werden durch Identifizierungen ersetzt, die introjezierten Vater- und Elternautoritäten bilden die Grundlage für das damit entstehende Über-Ich (ders., S. 399). Mit der Abwendung von der ödipalen Stellung geht auch eine Abwendung vom Genital einher, es wird „lahmgelegt“ (ebd.) – der Eintritt in die Latenzzeit ist besiegelt.

Mit der morphologischen Differenz geht auch eine Verschiedenheit der psychischen Entwicklung des Mädchens einher. Das den fehlenden Phallus entdeckende Mädchen akzeptiert die ihm wohl widerfahrene Kastration und erkennt damit die eigene



Minderwertigkeit an (S. Freud, 1973d, S. 522).<sup>15</sup> Trost findet es in der Vorstellung, im Verlaufe des Lebens möge der Phallus wachsen und hängt in diesem Zusammenhang auch der Vorstellung nach, die vollzogene Kastration sei ein „individuelles Missgeschick“ (ders., S. 526) und damit nur ihr, nicht aber den anderen Frauen, widerfahren. Die für die Entwicklung des Jungen so wichtige Kastrationsangst verliert am Mädchen die Wirkmächtigkeit. Die Aufrichtung des Über-Ichs muss bei ihr durch Erziehung unter dem drohenden Verlust des Geliebtwerdens entstehen und nicht durch Einschüchterung. Im Folgenden werden nun zwei Fortgänge des Untergangs des Ödipuskomplexes vorgestellt. Die erste entstammt Freuds Aufsatz *Der Untergang des Ödipuskomplexes* (S. Freud, 1973a), die zweite den Ausführungen *Über die weibliche Sexualität* (S. Freud, 1973d) – die Veränderungen verwundern vor dem Hintergrund des von Freud an verschiedenen Stellen beklagten Unverständnisses der weiblichen Sexualentwicklung und die Unkenntnis der genauen Abläufe kaum. Zunächst die frühere Darstellung: Das Mädchen gibt sich mit dem Verzicht auf den Penis nicht einfach zufrieden. Als Entschädigung sehnt es sich nach einem Kind vom Vater (S. Freud, 1973a, S. 401). Mit dem unerfüllt bleibenden Wunsch, dem Vater ein Kind zu gebären, geht der Ödipuskomplex beim Mädchen zugunsten des Eintritts in die Latenzphase unter (ebd.). Im Unbewussten bleibt der Wunsch nach einem Kind und der Besitz eines Penis weiterhin stark besetzt erhalten, was dem Mädchen hilft, sich auf die geschlechtliche Rolle als Frau vorzubereiten (ebd.). In der späteren Version sieht Freud in der weiblichen Entwicklung eine präödipl stärker ausgeprägte Mutterbindung (S. Freud, 1973d). Diese intensiven Liebesgefühle wandeln sich unter der Erkenntnis der ‚eigenen Kastration‘ und später des allgemeinen Charakters des fehlenden Phallus in Wut auf die Mutter (da sie nicht als Mann geboren wurde) und Abwertung der Mutter (als einer Vertreterin des minderwertigen, weiblichen Geschlechts) um (ders., S. 526). Diese Ambivalenz führt zur Abwendung von der Mutter und Hinwendung zur väterlichen Figur. Hier wiederum geht der Ödipuskomplex durch Enttäuschung aufgrund der fehlenden Befriedigung unter (ebd.).<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Das Freud (1973a) in diesem Modell nicht nur nicht feministisch, sondern bestenfalls der Zeit entsprechend, die bestehenden Verhältnisse stabilisierend und festschreibend argumentiert, wird bereits durch die natürlich qua biologischem Geschlecht mitgegebene Minderwertigkeit der Frau ersichtlich. Hier soll es zunächst bei diesem Hinweis belassen werden; für den Diskurs um eine feministische Psychoanalyse sei zum Beispiel auf Jessica Benjamin (1992) verwiesen.

<sup>16</sup> Ein unvollständig aufgelöster Ödipuskomplex vermag Erklärung für eine Vielzahl psychopathologisch-neurotischer Phänomene wie Unterwürfigkeit, phobische, zwangsneurotische und hysterische Symptombildungen bieten (Mertens, 1993, S. 211).

Den frühen Vorstellungen Freuds können neuere psychoanalytische Auslegungen des Ödipuskomplexes entgegengestellt werden: Während Freud den Ödipuskomplex als das zentrale Phänomen der frühkindlichen Sexualentwicklung ansah, stimmen neuere Auslegungen, die auf die Erkenntnisse der Säuglingsforschung rekurrieren, darin überein, dass bereits Erfahrungen der präödüpalen Phase eine entscheidende Bedeutung in der Sexual- und Individuationsentwicklung zukommt (z. B. Benjamin, 1992; Mertens, 1993): „Die reife ödipale Triangulierung leitet sich aus einer Vielfalt früherer Triangulierungen her“ (Golse, 1998, S. 87). Auch wenn der Ödipuskomplex eine bedeutende Krise der Ontogenese bleibt, muss dieser sich den Platz nun mit weiteren Ablösungskrisen teilen, wie der notwendig vorausgehenden frühen Triangulierung (Mertens, 1993, S. 212). In einer frühen mit Freuds Auslegungen konkurrierenden Revision des Ödipuskomplexes nach Karen Horney und Ernest Jones wurde die heterosexuelle Objektwahl als mit dem angeborenen Geschlecht feststehend begründet (Person, 1999, S. 55) – damit war sie konservativer als die Theorie von Freud. Der empirisch vorfindliche Penisneid sei nach dieser Theorie nicht Ursache für die Hinwendung des Mädchens zum Vater, sondern Folge der und Flucht vor den ödipalen, inzestuösen Wünschen gegenüber dem Vater (ebd.).

In einer grundlegenden Revision des Ödipuskomplexes müssen indes eine Reihe von neueren Erkenntnissen einbezogen werden, allen voran eine Abkehr von der bis dato einseitigen Betrachtung des kindlichen Triebstrebens zugunsten der Berücksichtigung der bewussten und unbewussten ödipalen Konflikte sowie der dem kindlichen Streben reziproken Affekte der Eltern (Mertens, 1993, S. 212). Betrachtet man die (ödipale) Familie entsprechend als Ganzes, so ergibt sich nach Rangell ein alle Familienbeziehungen durchziehendes Gewebe aus „heterosexueller und homosexueller Liebe, homo- und heteroaggressiven Strebungen vom Kind gegen beide Eltern“, vice versa, die in ihrer Fülle die Gänze des menschlichen Konfliktpotentials offenbaren (Rangell 1973 zit. nach Mertens, 1993, S. 211). Dabei sei die ödipale Situation nicht erst mit der phallischen Phase eingeleitet, vielmehr bestehe sie bereits vorgeburtlich, ab dem Moment also, ab dem die Eltern Phantasien über das Kind produzieren. Das Kind beginnt aber tatsächlich erst im Alter zwischen vier bis sechs Jahren mit dem Aussenden eigener ödipaler Impulse; in diesem Sinne beginnt der eigentliche ödipale Konflikt. Die Phantasmen der Eltern lassen die familiale Dynamik aber bereits früh durch ihre ödipalen Konflikte geprägt sein. Mertens sieht die Vernachlässigung des elterlichen Einflusses auch bereits in Freuds Rückgriff auf die Ödipus-Sage: Dieser vernachlässige in seiner Rezeption die Geschichte der elterlichen Generation, so sei die

„Ödipusgeschichte [...] das Ergebnis einer schlechten Vater- und Elternschaft über Generationen hinweg“ (Mertens, 1993, S. 217).

Eine im Sinne des Konzepts einer in Triaden verlaufenden Sozialisation des Kindes stehende Auslegung der ödipalen Konfliktdynamik soll, da sie für die Arbeit relevant erscheint, ergänzt werden: Durch die in der frühe Triangulierung erworbene Fähigkeit zur „exzentrischen Positionalität“ (Plessner, 1985, S. 192) und damit der Fähigkeit zur Perspektivübernahme lernt das Kind allmählich, sich selbst als Objekt betrachten zu können (eine Entwicklung von der subjective self-awareness über die objective self-awareness zur reflective self-awareness) (Buchholz, 1999, S. 32). Nun beginnt die Triade ‚zu rotieren‘, indem die Perspektiv-Positionen gewechselt werden (das Kind phantasiert sich an die Stelle der Mutter und des Vaters). Mit der Rotation ist auch der Eintritt in die ödipale Phase geebnet. Antrieb zur Rotation bietet für das Kind die zentrale Frage nach der eigenen Herkunft (wie sie auch King (1999, 2018) formulierte), der ‚Urszene‘. Mit dem Wechsel der Positionen der Triade versucht das Kind, „die eigene Geschichte gleichsam einzuholen“ (Buchholz, 1999, S. 34). Zur gleichen Zeit erkennt das Kind die Unumkehrbarkeit der Zeit an und versteht, dass die Liebesbeziehung der Eltern bereits vor ihm bestand. Durch ausreichend lange Rotation verinnerlicht das Kind die Triade als Ganze, aus einer außerhalb dieser liegenden, exzentrischen Position – das Dreieck hat sich zu einer Pyramide erweitert. Diese Perspektive wird im Untergang des Ödipuskomplexes möglich, in dem die Themen der Individuation, Sexualität und des Inzest-Tabus verbunden sind (ders., S. 36).

Mit dem Hinweis, dass Störungen dann entstehen, wenn die Triade nicht nur vorübergehend, sondern dauerhaft gespalten wird (ebd.), spricht Buchholz das zentrale Thema dieser Arbeit, dem/der ausgeschlossenen beziehungsweise abwesenden Dritten an. Auch Mertens weist unter Rekurs auf Rohde-Dachser (1987) darauf hin, dass sich der reife Ödipuskomplex nur innerhalb einer vollständigen Dreieckskonstellation der Triade entwickeln kann – zunächst soll es bei diesen Verweisen bleiben, sie werden in den folgenden Abschnitten weiter betrachtet (Mertens, 1993, S. 222).

Eine Reformulierung des Ödipuskomplexes wurde aus strukturtheoretischer Perspektive vorgenommen. Sie bietet den entscheidenden Vorteil, unabhängig vom biologischen Geschlecht, die Dynamik der Ödipusstellung erklären zu können. Dennoch sind auch in dieser Theorie normativ, geschlechtsdichotome Implikationen enthalten. Die Theorie, das wird später ausführlicher dargelegt, ist aber nicht auf diese angewiesen – und das ist eine ihrer Stärken.

### **2.2.2.2 Das strukturtheoretische Verständnis des Ödipuskomplexes**

Aus strukturtheoretischer Perspektive wird die dem ödipalen Konflikt innewohnende Dynamik aus der sexuellen Polarität einerseits und der aus dem Inzesttabu resultierenden Generationenschanke andererseits gespeist (Oevermann, 2001, S. 98 f). Wie bereits beschrieben, können zwei Dyadentypen differenziert werden: die Eltern-Kind-Dyade und die Gattendyade, wobei für letztere die sexuell-libidinöse Bezugnahme konstitutiv ist, aus der das Kind systematisch ausgeschlossen ist (Inzest-Tabu) (ders., S. 99). Indem es aber ‚Zeuge‘ dieser anderen, ihm verschlossenen Form des dyadischen Miteinanders wird (Allert, 1998, S. 255), wächst in dem Kind der Antrieb, eine solche Dyade selbst herzustellen. In Idealisierung der Eltern, aber auch schlicht aufgrund der ‚Verfügbarkeit‘ des gegengeschlechtlichen Elternteils, wird dieses zum Objekt der neu entstehenden sexuellen Phantasien und Strebungen. Damit sich diese Spannung aufbauen kann, bedarf es eines sexuellen Begehrens zwischen den Gatten (Oevermann, 2001, S. 98). Indem das Kind qua Inzesttabu von dem Unterhalt einer ebenfalls sexuell aufgeladenen Dyade ausgeschlossen ist, wird sein ‚Aktualisierungs‘- oder besser ‚Herstellungs‘-Angebot vom Elternteil abgewiesen, die reziproke Beantwortung bleibt aus. Das Kind tritt aufgrund dieser Versagung in die Latenzphase ein (mit, aus psychoanalytisch-triebtheoretischer Perspektive, geringerer sexueller Triebenergie) und richtet seine Aufmerksamkeit auf den sozialen Austausch innerhalb der Peer-Group (ders., S. 99). Diesem klassischen Verständnis des Ödipuskomplexes ist ein wesentliches Element inhärent: ein anwesender Vater und eine affektiv gelebte, sexualisierte Gattendyade.

Oevermann versteht den Ödipus-Komplex als Schuldkomplex (ders., S. 100): das Kind gehe zunächst davon aus, dass es die Eltern so begehrt, wie diese sich auch untereinander begehren. In der Ablösung von der ödipalen Triade und den mit dem Altern einhergehenden kognitiven Entwicklungen müsse das Kind nun schamhaft erkennen, dass es seine Eltern so begehrt haben muss, wie es für Partnerschaftlichkeit, nicht aber die Eltern-Kind-Beziehungen angemessen ist. Dem Kind dämmert, dass es, zumindest in der Phantasie, dem Inzestverbot zuwider zu handeln wüsste, was das Kind in schwere Schuldvorwürfe stürzt (ebd.).

### **2.2.3 Die Adoleszenzkrise**

Ebenso wie die frühe Triangulierung stand die adoleszente Krise lange Zeit im Schatten des Ödipuskomplexes, galt vielmehr nur als Phase des Wiederaufblühens ödipaler Konflikte, als

Neuaufgabe des Ödipuskomplexes (Schon, 1995, S. 90). Die Adoleszenz als eine Wiederholung oder gar Verlängerung des frühkindlichen Konflikterlebens aufzufassen, greife zu kurz, vielmehr sei sie eine „zweite Chance“ (Blos zit. nach Mertens, 1994, S. 142) - nur so lässt sich auch ihr Potential als „entscheidender Beitrag zur Möglichkeit eines Kulturwandels“ (Erdheim zit. nach Mertens, 1994, S. 143) verstehen.

Die der Adoleszenz vorausgegangene und mit dem Untergang des Ödipuskomplexes eingeleitete Latenzphase ist durch geringe Triebforderungen gekennzeichnet: Sie bringt „dem Ich eine Ruhepause im Abwehrkampf gegen die Triebe“ (A. Freud, 1936, S. 141). Mit dem Eintritt in die Adoleszenz und damit in die genitale Phase kommen die sexuellen Triebforderungen zu neuen Kräften,<sup>17</sup> die Libidosteigerung lässt sich nicht mehr aufhalten: Das Ringen um ein neues Gleichgewicht zwischen dem Es mit seinen Triebregungen und einem geeigneten Gegenspieler beginnt – in der frühkindlichen Sexualphase die Realangst in Allianz mit den Versprechungen und Drohungen der Außenwelt, in der präadoleszenten Phase das seit der Latenz reifende Über-Ich mit jenen Introjektionen der Werte und Ideale der Erziehenden (dies., S. 141 f). Während zu Beginn „perverse sexuelle Befriedigung, Aggressivität und Kriminalität“ (dies., S.152) als Teilerfolge des zunächst die Oberhand gewinnenden Es gewertet werden können, das Ich sich noch nicht seiner Stärke gegen die Triebforderungen gerüstet sieht, so wird mit dem Fortschritt der Adoleszenz die Abwehr der Es-Strebungen in ein an den religiösen Fanatismus erinnernde Form der Askese gesteigert (ebd.). Doch ist dieser vermeintliche Sieg über die Abgründe des Es nicht von konstantem Überdauern: Immer wieder kommt es zu schier maßlosen Triebexzessen (dies., S. 152) – ein Fehlen dieser ist jedoch weit beunruhigender als die Durchbrüche selbst, sind diese doch Ausdruck der Lebenstätigkeit; fehlen sie, kann es zu „einer Art katatonen Zustands“ (dies., S. 153) kommen. Die Heranwachsenden lösen sich in dem mächtigen Kampf der Instanzen von dem zuvor zur Angstreulation und Kontrolle des Selbstwertgefühls genutzten elterlichem Ich und geben die internalisierten infantilen Objekte zugunsten neuer „Liebes- und Haßobjekte“ (Blos, 1980, S. 180) auf – der Vollzug einer „tendentiell undankbaren Ablösung von den Eltern“ (Oevermann, 2001, S. 99).

Blos (1980) warnt vor dem Hintergrund der sich rasch abwechselnden progressiven und regressiven Bewegungen davor, Adoleszente aufgrund nur ausschnittartiger, zeitlich begrenzter Erfahrungen zu beurteilen; zu schnell käme es zu unzutreffenden Urteilen über den Entwicklungsstand der Heranwachsenden.

---

<sup>17</sup> Wie bereits in der frühkindlichen Sexualität und dem späteren Klimakterium (A. Freud, 1936, S. 137).

In der eingangs erwähnten Beschreibung der Adoleszenz als „zweite Chance“ (ders., S. 179) oder, etwas formaler, „zweitem Individuierungs-Prozeß“ (ders., S. 179), wird bereits ein weniger auf das Triebleben abgestelltes Verständnis der Adoleszenz vertreten: Ziel der Anstrengungen sei das „Abstreifen familiärer Abhängigkeiten“ (ders., S. 180) und damit die Reifung zum autonomen Mitglied der Gesellschaft. Der Antrieb zu dieser Auswärtsbewegung gründet in der Erfahrung der Zurückweisung des ödipalen Strebens bei wieder erwachtem Verlangen nach einer sexuell-libidinös besetzten Beziehung: Auf der Suche nach einer derart gefärbten Dyade wendet sich der oder die Adoleszente Objekten außerhalb des familialen Bezugssystems zu – die Motivation zur Herstellung einer eigenen Partnerschaft und ggf. Gründung einer eigenen Familie ist erwacht.

Während in der adoleszenztheoretischen Literatur vor allem die Notwendigkeit der Ablösung von der elterlichen Generation als Aufgabe der Adoleszenten betont wird, proklamiert King ebendiese Aufgabe auch zu einer der vorausgehenden Generationen (King, 2002). Wolfgang Mertens weist, auf seine klinische Erfahrung rekurrierend, auf die häufig anzutreffende (zumeist latente, aber dadurch bekanntlich nicht weniger einflussreiche) Vorstellung von Vätern, ihre Tochter sei „ihr sexueller Besitz“ (Mertens, 1994, S. 138) hin. Diesen Vätern ist nicht gelungen, was Oevermann (2001) zur Voraussetzung für die ‚kindliche‘ Ablösung erklärt: Nur denen, die die ödipale Krise selbst (wiederum mit der ihnen vorausgehenden Generation) überwunden haben, steht es zur Verfügung, ein vollgültiges ödipales Gegenüber zu sein. Mertens erläutert, dass die Angst vor der eigenen ödipalen Wut zur „Fixierung der töchterlichen Existenz“ (Mertens, 1994, S. 137) führt. King (2002) entwickelt den Gedanken fort, indem sie die Notwendigkeit gelungener Individuation oder, in Eriksons Worten, die Ausbildung einer (stabilen) Ich-Identität (Erikson, 1973) als Voraussetzung für die Fähigkeit zur Generativität setzt, diese wiederum sei für die Ablösung der Folgegeneration grundlegend (King, 2002, S. 103 ff): „Mangelnde Individuation im Verlauf der eigenen Adoleszenz verhindert die Übernahme einer generativen Haltung mit Beginn der Elternschaft. [...] Fehlende oder verweigerte Generativität erschwert oder verunmöglicht adoleszente Individuation“ (ders., S. 124). Damit wird nicht nur auf die Notwendigkeit einer ‚Ablösung gewährenden‘-Haltung der Bezugspersonen verwiesen, vielmehr spielt auch die Güte des vorgeschalteten Individuierungsprozesses der elterlichen Generation eine entscheidende Rolle. Die Auswirkungen einer unzureichenden Individuation auf Seiten der elterlichen Generation werden in den späteren Analysen deutlich.

#### 2.2.4 Die Bedeutung des Vaters für die zentralen Ablösungskrisen

Martin Dornes schlägt die Differenzierung des väterlichen Einflusses auf die Triangulierung durch Einnahme verschiedener Perspektiven vor: Er plädiert für die Betrachtung einer systemischen, einer psychoanalytischen und einer strukturalistischen Dimension (Dornes, 2013, S. 299 ff). Unter systemischer Perspektive rekurriert Dornes auf eine Studie von Elisabeth Fivaz-Depeursinge und Antoinette Corboz-Warnery (1999), die in ihren Untersuchungen zum familialen Interaktionsverhalten Eltern mit ihren dreimonatigen Säuglingen beobachteten. Die Familie wurde im Kreis angeordnet und darum gebeten, nach einer vorgegebenen Reihenfolge zunächst in den drei Dyaden und dann als Triade ein gemeinsames Spiel zu gestalten. Neben der Entwicklung von vier Typen von Familienallianzen<sup>18</sup> fanden die Forscher heraus, dass diese Typen im Längsschnitt eine hohe Stabilität zeigten (zumindest innerhalb der ersten vier Jahre). Er nennt diese Dimension systemisch, da ein anwesender Vater auch, wenn dieser nicht in die Interaktion eingebunden ist, einen (die ohne Vater realisierte Interaktion verändernden) Einfluss auf die Beziehungsgestaltung zwischen Mutter und Kind hat (Dornes, 2013, S. 299).

Psychoanalytisch betrachtet kommt dem (realen) Vater, insbesondere in der frühen Triangulierung und der ödipalen Krise, eine entscheidende Bedeutung zu:<sup>19</sup> In der frühen Triangulierung sorgt der Vater als Dritter für die Lösung aus der primären Mutter-Kind-Symbiose. Als Identifikationsobjekt, das eine von der Mutter-Kind-Dyade verschiedene Beziehung zur Mutter aufrechterhält, sorgt er für die Anerkennung qualitativ verschiedener Beziehungsdyaden und damit für die Integration eines Konzepts des triadischen Beziehungsgeflechts. Darüber ermöglicht er die Lösung des Ambivalenzkonfliktes zwischen Autonomiebestrebungen und regressiven Symbiosewünschen gegenüber der Mutter. Mit der ödipalen Konfliktthematik im Alter von vier bis sechs Jahren kommt dem Vater, wie bereits beschrieben, erneut eine elementare Funktion zu: als begehrtes Objekt und Zurückweisender (oder als Rivale). Ausschlaggebend für die gelungene Überwindung des Ödipuskomplexes ist eine erotisch gefärbte Gattendyade.

Neben dem realen Vater wird in der psychoanalytischen Theorie auch ein Konzept des phantasierten Vaters beschrieben (Dornes, 2013, S. 308 ff; King, 2018): Das Kind entwickle

---

<sup>18</sup> Eine kooperative Allianz, für ein gut gelingendes Miteinander in allen Spielphasen; eine angespannte Allianz, in der das Spiel weniger gut, aber dennoch passabel funktionierte; eine kollusive Allianz, in der die Interaktionen problematisch, und eine gestörte Allianz, wenn sich die Kooperationen als pathologisch zeigten.

<sup>19</sup> Zumindest in den klassischen Konzeptionen S. Freuds im Aufsatz *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (S. Freud, 1973b) und den Ausführungen von Margaret Mahler (Mahler, Pine, & Bergman, 1978) und ihrem Mitarbeiter Ernst Abelin. Kritische Positionierungen dazu werden im Abschnitt 2.4 diskutiert.

ein Vorstellungskonstrukt eines Vaters, das nur zum Teil auf den Erfahrungen mit dem realen Vater beruht. Diese Vaterphantasie könne, so beschreibt Dornes (2013) in Berufung auf Erfahrungen in der Kindertherapie, einen starken Einfluss auf das Seelenleben des Kindes haben, teilweise sogar einen stärkeren als ein real erlebter. Ob diese Phantasien als angeborene Vaterimago, welche mit Strenge und Stärke assoziiert ist, zu konzipieren sind, als (aufgrund kognitiver, aber entwicklungsgerechter Unreife entstehender) Verzerrungen des real erlebten Vaters oder als in der Phantasie des Kindes weitergeführte und potenzierte Erfahrungen mit einer realen Vaterfigur, wird kontrovers diskutiert. Die konkreten Folgen für das Kind sind in Abhängigkeit dieser theoretischen Verortung unterschiedlich (ders., S. 309) – aus forschungsökonomischen Gründen folgt hier keine weitere inhaltliche Auseinandersetzung. Hier muss sich zunächst mit dem Nebeneinander sich teils widersprechender oder in ihren Folgen stark divergierender Theorien abgefunden werden. Aus diesem Grund wird eine auf Strukturanalysen gründende soziologische Perspektive vorgezogen, psychoanalytische Theorieelemente sollen als Zusatz dort eingefügt werden, wo sie angemessen erscheinen.

Aus strukturalistischer Perspektive kommt dem Vater die Funktion zu, auf die Existenz des Dritten außerhalb der Mutter-Kind-Dyade zu verweisen, der für die Mutter von Relevanz ist und aufgrund dessen die Besitzergreifung der Mutter auf das Kind, vice versa, begrenzt wird (ders., S. 305). Mit der Grenzsetzung der symbiotischen Zweisamkeit hat die Position des/der Dritten „strukturbildende Kraft“ (ebd.).

### **2.3 Überlegungen zum Problem der Trennung aus strukturtheoretischer Perspektive**

Oevermann (2001, S.90) zeigt in seinen Überlegungen zur triadischen Verfasstheit der Familie eine Strukturkonstellation aus der Perspektive des Kindes auf, die eine Unterhaltung von zwei Dyaden fordert, zunächst aber insofern spannungslos ist, als sie das Kind keinem Widerspruch oder Konflikt aussetzt. Zwar unterlaufe das Offerieren zweier Aktualisierungsangebote das Gebot, dass jeweils nur ein Gegenüber adressiert werden kann, im Falle des Kindes ist dieses aber weniger „pathologisch“ (ders., S.97), da es die Eltern, vermittelt über die Generationenschranke, als Einheit adressieren kann. Nach Oevermann (2001) beginnt die Dynamik dann einzusetzen, wenn einer der beiden Adressaten in Konkurrenz zum anderen steht, ihn „beseitigen“ (S.92) will. Was bei Oevermann (2001) nicht weiter ausgeführt wird, ist für die in dieser Arbeit analysierten familialen Konstellationen von entscheidender Bedeutung: Dem strukturtheoretischen Konzept der familialen Triade liegt,



auch wenn von ‚Konkurrenten‘ gesprochen wird, eine wichtige Implikation zugrunde: Den spaltenden Kräften der Konkurrenz stehen libidinöse Gefühle gegenüber, die zeitweilige Feindschaften auszugleichen vermögen<sup>20</sup> und in diesem Sinne als kohäsive Kräfte wirksam sind. Anders in getrennten Familien: Ob die Gattendyade nun in eine diffus-freundschaftliche Dyade überführt wird oder in Form einer vermeintlichen Rollenbeziehung weitergelebt wird, in der es nur noch um Rechte und Pflichten geht, so ist doch die für die Gattenbeziehung konstitutive sexuell-libidinöse Körperbeziehung getilgt, nicht selten auch die fürsorglich-liebende – die kohäsiven Kräfte schwinden dahin. Die Trennung der Eltern ändert aber nichts an dem Bestreben des Kindes, zu beiden Eltern dyadischen Kontakt aufrechtzuerhalten. Es wird sofort deutlich, in welcher misslicher Lage sich das Kind befindet. Strukturtheoretisch ergibt sich: Die dyadische Adressierung eines Elternteils, muss immer unter der Vernachlässigung des anderen geschehen und ist bei getrenntlebenden Eltern zumeist auch von zeitlich längerer Dauer. Eine Adressierung der Eltern als ‚Einheit‘ steht nicht mehr zur Verfügung. Für familiale Triaden gilt (idealtypisch) zunächst, dass sie von einer Haltung des gegenseitigen ‚Füreinander-Einstehens‘ geprägt sind: Trotz des Ausschließlichkeitsanspruchs sind neben feindlichen Gedanken immer auch kohäsive Kräfte wirksam. Stehen die Eltern aber in einem (mehr oder weniger offen ausagierten) Konflikt, wird die Position des Kindes immens verschärft: Eine dyadische Bezugnahme zu dem einen Elternteil ist gleichbedeutend mit der Bezugnahme auf den Kontrahenten und ‚Feind‘ des anderen Elternteils – mit ungewissen Konsequenzen für die Beziehung zum ‚hintergangenen‘ Elternteil. Nun muss diese Konstellation nicht nur für getrenntlebende Paare gelten, schließlich kann (und wird häufig, nur in der Ausprägung qualitativ different) auch in einer vermeintlich liebevoll zusammenlebenden Familie latent eine sprengende Kraft und Konkurrenz oder gar Feindschaft wirksam sein. Für getrenntlebende Eltern kommt nun aber ein wichtiger zeitlicher und räumlicher Aspekt hinzu: Während in gemeinsam lebenden Familien das Kind dem tröstlichen Gedanken, die Elternteile seien nicht alleine, nachgehen kann, müssen sich Kinder in Trennungsfamilien mit dem Wissen oder zumindest der Befürchtung um die potentielle Einsamkeit eines Elternteils befassen,<sup>21</sup> was in der räumlichen und zeitlich überdauernden Trennung der Eltern gründet.

---

<sup>20</sup> Das bedeutet in keiner Weise, dass diese zu einem konkreten Zeitpunkt in einem ausgewogenen Verhältnis stehen, viel mehr sind zeitweilige Verschiebungen Ausgangspunkt diverser Konflikte. Dennoch stehen diesen sprengenden Kräften aus Konkurrenz und Feindseligkeit kohäsive, die Sprengkraft überwindende Kräfte gegenüber, die auch in Zeiten stärkster Krisen nicht an Wirksamkeit einbüßen.

<sup>21</sup> Während Kinder zunächst nur über ein diffuses Verständnis der Besonderheit der Gattendyade verfügen, so wissen sie doch bereits, was es bedeutet, alleine zu sein. Aus ihrer kindlichen Angewiesenheit auf ein sie versorgendes Gegenüber muss die potentielle Einsamkeit eines Elternteils (was durch das Verlassen des Kindes

Auch aus der Position des Vaters oder der Mutter stellt die Trennungssituation ein Problem dar: War ein Elternteil vor der Trennung und damit in klassisch triadischer Konstellation mit dem Ausschluss aus der Eltern-Kind-Dyade des Partners/der Partnerin konfrontiert, so stand diesem/dieser die Mobilisierung der libidinös-sexuellen Gattendyade zur Verfügung, um den/die Partner\_in aus der bestehenden Dyade zu lösen und ein eigenes Aktualisierungsangebot an das Kind zu offerieren (Oevermann, 2001, S. 94). Diese, über die affektive Gattensolidarität vermittelte, Bezugnahme ist für die ödipale Spannung notwendig – insofern sich die Eltern nicht nur als Eltern, sondern in der Interaktion mit dem Kind immer auch als Beziehungspartner\_in sehen (ebd.). Dieser Weg über die Gattensolidarität ist dem getrennten Elternteil versperrt: Es ist der Allianzbildung in Form der dyadischen Bezugnahme unter der Bedingung des Ausschließlichkeitsanspruchs zwischen Ex-Partner\_in und Kind ausgeliefert. Das Elternteil kann seinerseits ein Aktualisierungsangebot an das Kind richten, steht dann aber in Konkurrenz zum anderen Elternteil und der bereits bestehenden Dyade. Diese krisenhafte Beziehungsdynamik wird in den späteren Analysen sichtbar.

#### **2.4 Die Pluralität der Lebensformen und die Gültigkeitskrise der familialen Triade**

Während in Abschnitt 2.2.4 ausschließlich die Bedeutung des Vaters für das familiäre (triadische) Gebilde betrachtet wurde, wird an dieser Stelle nun die familiäre Struktur als Ganzes diskutiert. Die Sozialisation innerhalb der familialen Triade, so die strukturelle Perspektive in Anschluss an Freud (1973), Parsons (1951) und Oevermann (2001),<sup>22</sup> sorgt für eine mit der Individuation einhergehende Außerorientierung im Sinne der außerfamiliären Partnerwahl und potentiellen Familiengründung, einer Übernahme sozialer Rollen und Bindung an Werte (Enkulturation) und die Ontogenese der Geschlechtsidentität (Vergeschlechtlichung) (Maiwald, 2012, S. 78; Sutterlüty & Mühlenbacher, 2018, S. 124). Letztere soll in die Ausbildung einer Haltung zum zugeschriebenen Geschlecht und eine damit nicht unweigerlich, und das ist die Kritik von Kai-Olaf Maiwald (2018), Sarah Speck (2018) an dem Modell von Parsons (1951) und Oevermann (2001), einhergehende Präferenz für Sexualpartner\_innen im Sinne der heterosexuellen Objektwahl differenziert werden.

Die Erfahrung der triadischen Dynamik sei im Sinne der Individuation für die Entwicklung einer triadischen Kompetenz unabdingbar, und das bedeutet für die Fähigkeit,

---

und den Wechsel zum anderen Elternteil eintreten kann) Grund für eine Besorgnis gegenüber dem Elternteil sein.

<sup>22</sup> Um nur die frühesten Vertreter dieser Theorielinie zu nennen. Ebenso sind hier auch Wernet (2003), Maiwald (2012) und Allert (1998) zu verorten.

Beziehungen zu mehr als einer Bezugsperson zu unterhalten, die Akzeptanz der Beziehung dieser Bezugspersonen untereinander und die Erfahrung des Wechselspiels von Ein- und Ausgeschlossenheit zu integrieren (King, 2018, S. 100). Was Oevermann als Erwerb der „Fähigkeit zu dialektischem Denken“ (zit. nach Maiwald, 2018, S.81) fasst, versteht Maiwald (2018) als die Einsicht, die omnipotent egozentrische Positionierung aufzugeben und einzusehen, „nicht im Zentrum der Welt zu stehen“ (S.81) oder der (teils bitteren) Erkenntnis, „dass es selten eine einfache Lösung“ (S.81) gibt. Für eine derartige Entwicklung sei eine triadische Familienkonstellation „unhintergehbare Voraussetzung“ (Lacan, zit. nach King, 2018, S. 93), hebt King (2018) in Rekurs auf Jaques Lacan hervor. Symbolbildung und damit die Teilhabe an einer sprachlich strukturierten Welt, setze trianguläre Erfahrungen voraus, die ihren Niederschlag in der „inneren Triade“ (King, 2018, S. 87) finden. Dass diese allerdings nicht notwendigerweise auf eine real erlebte, klassisch besetzte Triade angewiesen ist, lässt sich in psychoanalytischen wie soziologischen Einwänden gleichermaßen wiederfinden (z.B. Grieser, 2011; King, 2018). Für eine Rekonzeption der ödipalen Triade oder gar die gänzliche Abwendung vom triadischen Familienmodell plädieren auch Speck (2018), Ferdinand Sütterlüty & Sarah Mühlenbacher (2018), Maiwald (2018) und King (2018) in ihren Beiträgen mit unterschiedlicher Tragweite ihrer Forderungen; die ‚Pluralisierung der (familialen) Lebensformen‘ sorgt als empirische Realität der Abweichung der Familien vom leiblich-triadischen Modell für argumentativen Rückenwind. Im Folgenden werden nun die angeführten Einwände vorgestellt.

Betrachtet man die stetig wachsende Anzahl von familialen Lebenszusammenhängen, die nicht der Form ‚Ehepaar und Kind(er)‘ entsprechen (1997: 19%; 2017: 30 %) <sup>23</sup>, eben unter dem Banner ‚Pluralisierung von Lebensformen‘ (Speck, 2018, S. 107; Sütterlüty & Mühlenbacher, 2018, S. 119) eingefangen, so scheint die Frage, ob die bereits angeführten sozialisationstheoretischen Funktionen notwendig an eine geschlechtsdifferente, triadische Familienkonstellation gebunden sind, berechtigt.

In ihrer Kritik beziehungsweise dem Anspruch der Abkehr vom triadischen Familienmodell am weitreichendsten sind die Ausführungen von Sütterlüty und Mühlenbacher (2018), die der Vorstellung, die familiale Triade sei für gelingende Sozialisationsprozesse unverzichtbar, den Term ‚Triadismus‘ (Sütterlüty & Mühlenbacher, 2018, S. 119) einführen und sogleich eine Abwendung von diesem fordern. Mit der Feststellung, die strukturelle Familiensoziologie argumentiere bionormativistisch, wenn sie die kausale Verknüpfung des

---

<sup>23</sup> (Statistisches Bundesamt, 2018a)

biologischen Zeugungsprozesses mit den Gesetzmäßigkeiten der Sozialisation als kulturellem Prozess verbinde, kritisiert auch Speck das Modell (Speck, 2018, S. 107). Sutterlüty und Mühlenbacher (2018) fragen vor diesem Hintergrund, ob es für die sozialisatorische Herausforderung der Individuierung des Kindes nicht ausreicht, eine „Dezentrierung und exzentrische Perspektiverweiterung“ (Sutterlüty & Mühlenbacher, 2018, S. 123) der primären Beziehungsdyade zu sichern. Dazu könnten weit mehr Personen, als die zwei in der Triade festgelegten Fürsorgenden relevant sein, wie es zum Beispiel in Mehrelternfamilien gelebt wird.<sup>24</sup> Dass derartige Konstellationen zwar zu einer Perspektivbereicherung führen, strukturell aber keine weitere Dimension eröffnen, ist bereits bei Simmel nachzulesen:

„Die Dreizahl als solche scheint mir dreierlei typische Gruppierungsformen zu ergeben, die einerseits bei zwei Elementen nicht möglich sind, andererseits bei einer Mehrals-drei-Zahl entweder gleichfalls ausgeschlossen sind oder sich nur quantitativ erweitern, ohne ihren Formtypus zu ändern.“ (Simmel, 1908, S. 86)

Eine grundsätzliche Abkehr vom triadischen Modell geht den meisten Autor\_innen indes zu weit (King, 2018; Maiwald, 2018a; Speck, 2018), nicht zuletzt, da in der Soziologie und Sozialpsychologie keine überzeugenderen Modelle diskutiert werden, die die „Herausbildung von Subjektivität und Handlungsautonomie“ (Speck, 2018, S. 113) des heranwachsenden Subjekts zu erklären vermögen. Ihre Kritik am ödipal-triadischen Modell richtet sich nicht gegen die Strukturgesetzmäßigkeit der Triade an sich, sondern primär an deren Begründungsfiguren und den unzureichend hinterfragten, normativen Implikationen mit der Gefahr der Reproduktion der inhärenten Zuschreibungen.<sup>25</sup> Diese ‚interne‘ Kritik an der Triade ist in der differenzierten Argumentation von Speck (2018) angeführt und soll hier als Strukturierung dienen. Die Kritik, dass die dem Modell der ödipalen Triade zugrunde gelegte personelle Besetzung einem weiten Teil der familialen Lebensformlandschaft nicht gerecht wird, wurde bereits angeführt. Aus geschlechtersoziologischer Perspektive ist überdies eine Kritik an der impliziten Geschlechterdifferenzierung angezeigt: Die Arbeitsteilung innerhalb der Gattendyade entspräche der bürgerlichen Geschlechterordnung, nach dem die Frauen die fürsorgend-anwesende (im parsons’schen Sinne expressive (Parsons, 2002)) und zugleich durch Abhängigkeit und Bedürftigkeit abgewertete Seite zugeschrieben wird, den Männern der autoritär/autoritativ-abwesende (im parsons’schen Sinne instrumentelle

---

<sup>24</sup> Sutterlüty und Mühlenbacher (2018) stellen nicht in Frage, dass es einer begrenzten Anzahl an verlässlichen Bezugspersonen für eine „gedeihliche Sozialisation“ (S. 123) des Kindes bedarf.

<sup>25</sup> Die Autor\_innen belegen ihre Argumentationen jeweils mit einer Reihe empirischer Studien, auf deren Replikation hier aus Platzgründen verzichtet wird. Nachzulesen sind diese in der aktuellen Ausgabe der *WestEnd – Neue Zeitschrift für Sozialforschung* (Institut für Sozialforschung & Campus Verlag, 2018).

(Parsons, 2002)) und ebenso mit Autonomie- und Unverletzlichkeitsidealen aufgeladene Part (Speck, 2018, S. 109; Sutterlüty & Mühlenbacher, 2018, S. 126). Mit diesen in das Modell der ödipalen Triade verwobenen Implikationen, so die Kritik, wird die binäre Geschlechterordnung mit entsprechenden Rollenzuschreibungen normativ gesetzt und überdies generational reproduziert. Jessica Benjamin (1992) und Nancy Chodorow (1994) sehen darin vor allem einen Niederschlag der Herrschaftsverhältnisse und argumentieren dafür, dass die geschlechterdifferenzierende bürgerliche Arbeitsteilung, „dass alleine Frauen muttern“ (Speck, 2018, S. 111), eben nicht universelle Geltung beanspruchen kann, sondern als grundsätzlich wandelbar gilt. Darüber hinaus lassen sich auch die (impliziten) Ziele der im Rahmen der (familialen) Sozialisation sich vollziehenden Ontogenese der Geschlechtsidentität kritisieren: Sie münde in eine heterosexuelle Orientierung und sei zudem sexuell eindeutig und unveränderlich (dies., S. 112). Nicht nur aus der Perspektive der Queer Studies ist diese Implikation und die angenommene Mitbestimmung der sexuellen Identität auf Grundlage der geschlechtlichen Identität problematisierungswürdig.<sup>26</sup>

Hinsichtlich der Individuierung scheint es keinen plausiblen Grund für die Notwendigkeit einer heterosexuellen Gattendyade zu geben, sehr wohl aber ist es entscheidend, dass die dritte signifikante Person mit der primären Bezugsperson in einem partnerschaftlichen Verhältnis steht: „Es scheint leichter zu sein, sich aus der ‚Liebes-Abhängigkeits-Beziehung‘ herauszuentwickeln, wenn es einen realen Konkurrenten für die Liebe zur Pflegeperson gibt“ (Maiwald, 2018a). King (2018, S.97) führt in Rekurs auf Fivaz-Depeursinge und Corboz-Warnery an, dass die Qualität der (sozial-)elterlichen Beziehung überdies entscheidender sei als ihr Geschlecht. Im gleichen Zuge weist King aber auch darauf hin, dass die Relevanz der Urszene in geschlechtslosen Formulierungen unberücksichtigt bleibe (King, 2018, S. 97); ob und inwiefern diese tatsächlich von Relevanz ist, lässt sich derzeit weder bestätigen noch widerlegen, sind Sutterlüty und Mühlenbacher überzeugt (Sutterlüty & Mühlenbacher, 2018, S. 122). In jedem Fall muss sich eine familiale Lebensform, die von der kulturellen Norm der leiblichen Elternschaft im bürgerlichen Kleinfamilienstil abweicht darauf einstellen, diese Abweichung gegenüber Dritten erklären zu müssen und sich auf Nachfragen der Nachkömmlinge einstellen. Grieser (2011) sieht genau in dieser Forderung,

---

<sup>26</sup> Die für die späteren Analysen dieser Arbeit nicht mehr entscheidende Ontogenese der Geschlechtsidentität wirft aber weiterhin Fragen auf (Speck, 2018, S. 113), etwa, wie die Aneignung der individuellen Geschlechtlichkeit vollzogen wird und welcher Einfluss familialen ‚Rollen‘-vorbildern in diesem Prozess zukommt. Maiwald (2018) weist darauf hin, dass gerade in diesem Bereich die „größten argumentativen Lücken“ (S. 83) bestehen bleiben.

die er bei einem Mädchen mit lesbischen sozialen Eltern vorfand und die das Männliche in der Familie repräsentiert sehen wolle, nicht etwa die Notwendigkeit des geschlechtlich dichotom besetzten Gattenpaares. Stattdessen nimmt er dies zum Anlass, um darauf hinzuweisen, dass die Sozialisationsprozesse in der familialen Triade nie losgelöst vom vierten Pol, dem kulturellen Symbolsystem, betrachtet werden können: Solange das kulturell verankerte Konzept eines Elternpaares aus Vater und Mutter existiert, können der „Vater als Repräsentant des Männlichen aus der strukturellen Triade nicht verschwinden“ (Grieser, 2011, S. 144). Die Problematisierung des unbedachten Anknüpfens an triadische Familienmodelle, die Forderung nach einer Reflexion der Vorannahmen und Vorsicht bei der Bildung von (normativen) Theoriemodellen ist für Speck, King und Maiwald entscheidend und ausschlaggebend für die hier dargelegte Diskussion (Speck, 2018, S. 113, 106). Mit dem formalisierten Modell der triadischen Familienstruktur, das ohne konkrete personelle Besetzungen argumentiert wird, kann den normativen Implikationen entgegengewirkt werden (Speck, 2018, S. 113 ff). Trotz der aufgezeigten Kritik ist ein Festhalten an der (ödipalen) Triade, aufgrund der vorherrschenden kulturellen Normbilder und der (vermutlich, zumindest zum Teil, aus diesen resultierende oder sich durch diese nährenden) Relevanz der Urszene, berechtigt.

### **3 Forschungsmethodologische Verortung – Objektive Hermeneutik**

Für sinnverstehende Erkenntnisinteressen hat sich die Objektive Hermeneutik<sup>27</sup> als Methode der Wahl bewährt (Wernet, 2009, S. 11). Sie ermöglicht die Rekonstruktion eben jener, die soziale Praxis strukturierenden Gesetzmäßigkeiten, die für die je spezifische Lebenspraxis konstitutiv sind, in ihrer individuellen Spezifik aber immer auch einen Niederschlag einer/Verweis auf eine allgemeine Gültigkeit besitzende Strukturgesetzmäßigkeit enthalten (das dialektische Verhältnis von Allgemeinem und Individuellem). Grundlegend für die

---

<sup>27</sup> Entwickelt wurde die Objektive Hermeneutik von Ulrich Oevermann als Forschungsprojektleitung und seinen Mitarbeiter\_innen im Rahmen des Forschungsprojektes *Elternhaus und Schule* am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Mit dem Ziel den schulischen Erfolg (oder Misserfolg) in Zusammenhang mit der sozialen Herkunft zu verstehen, beobachtete die Forschergruppe Kinder zwischen vier und sechs Jahren an den Orten, in denen Sozialisationsprozesse stattfinden: Die der schulischen Laufbahn vorgeschaltete familiäre Sozialisation wurde zum Gegenstand der Analysen. Die „in situ“-Untersuchungen lieferten eine Vielzahl an Interaktionsaufzeichnungen, die es systematisch auszuwerten galt. Dem ‚Anspruch des Verstehens‘ nicht gerecht werdende quantitative oder subsumptionslogisch verfahrenende qualitative Verfahren, machten eine Abkehr von diesen nötig – die Entwicklung einer rekonstruktionslogisch verfahrenenden Methodik begann. An deren Ende stand die Objektive Hermeneutik als sinnverstehendes Verfahren (Oevermann zit. nach Garz & Raven, 2015, S. 17).

Methodologie der Objektiven Hermeneutik ist die Annahme der sinnstrukturierten Verfasstheit von Welt (Maiwald, 2018b; Oevermann, 2012; Oevermann, Allert, Konau, & Krambeck, 1979; Wernet, 2009). Noam Chomsky hat in seiner Theorie der Sprache von dieser Grundannahme Gebrauch gemacht: Sprache, so Chomsky, baue auf allgemein geltenden ‚Regeln‘, der Universalgrammatik, auf, mit dessen Hilfe wir Sinn erschließen oder sinnhaften Ausdruck elaborieren (Chomsky, 1974). Sein Modell des Spracherwerbs proklamiert eine nativistische, universelle Grammatik, die als basales Regelwerk in jedem Kind angelegt sei, sozusagen als Grundgerüst für das Erlernen von Sprache(n). Aufgabe des Kindes sei es, die für seine Muttersprache geltenden sprachspezifischen Parameter zu entdecken; wobei dies nicht explizit, in Form verbalisierbaren Wissens geschieht, sondern implizit. Die soziale Realität, verstanden als Ausdruck von Bedeutungsgehalten, konstituiere sich, nicht nur begrenzt auf die Sprache, immer regelstrukturiert – die Kenntnis dieser Regeln erwerben wir in Form impliziten Wissens im Rahmen unserer Sozialisation (Maiwald, 2018b, S. 448). Auf dieses implizite Regelwissen kann sich auch die methodische Analyse stützen – wir sind in der Lage „intuitive Angemessenheitsurteile“ (Maiwald, 2018b, S. 448) zu fällen.<sup>28</sup> Der Ausdruck von Bedeutungsgehalten als Ausdrucksgestalten (von Lebenspraxis) ist an die Erscheinungsform des Textes gebunden, so Text in einem weiten Sinn als durch Regeln sinnhaft Erzeugtes gilt. In der spezifischen Ausdrucksmaterialität stellen Texte Protokolle dar, diese sind ihre „ausdrucksmaterialen Träger“ (Oevermann zit. nach Garz & Raven, 2015, S. 138). Dem strukturtheoretischen Verständnis folgend, drückt sich die soziale Praxis in den qua allgemein geltenden Regeln erzeugten Ausdrucksgestalten, aber nicht entsprechend des „Selbstverständnisses und Selbstbildes einer sozialen Praxis“ (Wernet, 2009, S. 18) aus: „Das Unbewusste ist nicht mehr gleichsam einer verborgenen Hölle zuzuordnen, die es zu erkunden gälte, sondern es wird an der Oberfläche der Wörter, im Straucheln des Sagens greifbar“ (Dosse & Barmann, 1996, S. 186). In der (im Straucheln sich wahrnehmbar zeigenden) Differenz zwischen der objektiven Bedeutung (latenten Sinnstruktur) und der subjektiv intendierten Wirkung (subjektiv-intentionale Repräsentanz) von Äußerungen liegt die Herausforderung für die Analysierenden: Das „in Umgangssprache eingekleidete“ (Oevermann u. a., 1979, S. 359) Denken unterstellt allzu schnell Intentionen, wo zunächst nur Bedeutungen vorliegen – eine notwendig pragmatische, dem

---

<sup>28</sup> Die Angemessenheitsurteile werden nicht (und das ist eine in der Durchführung der Rekonstruktion stets wahrzunehmende aber nicht einzuschlagende Abkürzung beziehungsweise falsche Abzweigung, da sie nicht zum selben Ziel führt) entlang sozial geltender Normen gefällt. Zwar können diese die soziale Praxis als bedeutungserzeugende Regeln strukturieren, die universell geltenden Regeln (wie die der Grammatik oder sozialen Kooperation) gehen diesen aber voraus (Oevermann, 2012, S. 66).

Handlungsdruck alltäglicher Interaktionen Rechnung tragende Wahrnehmungseinstellung.<sup>29</sup> Es gilt diese zugunsten einer „detaillierten, unvoreingenommenen, nicht von vornherein selektiv verfahrenen Betrachtung“ (Oevermann zit. nach Garz & Raven, 2015, S. 137) aufzugeben und die allgemeinen Struktureigenschaften mittels des methodologisch begründeten Rekonstruktionsverfahrens der Objektiven Hermeneutik zu erschließen. Das (Alltags-)Bewusstsein sträube sich dennoch nur zu gern gegen die Erkenntnisse der Objektiven Hermeneutik (Oevermann u. a., 1979, S. 354): Wir sind, wie es Freud bereits treffend als Schwierigkeit der Psychoanalyse dechiffrierte, nicht mit dem Gedanken zu befrieden, nicht „Herr im eigenen Hause“ (Freud – Eine Schwierigkeit der PA) zu sein – die latenten Bedeutungsstrukturen vermögen es, ‚Erschreckendes‘ zu Tage zu fördern, sodass beispielsweise mit Hinblick auf inzestuöse Anwandlungen in familialen Interaktionen, das Analyzierte nur allzu schnell unter der Restriktion, dass „nicht sein kann, was nicht sein darf“ (Oevermann u. a., 1979, S. 360), der Verdrängung zugeführt wird. Dem Vorwurf, die Objektive Hermeneutik lasse den intendierten Gehalt einer Handlung unbeachtet, kann mit dem Verweis begegnet werden, dass dieser im Sinne der Differenzbestimmung zwischen manifestem Bedeutungsgehalt und latentem Sinngehalt als methodisches Prinzip integraler Bestandteil des Analyseverfahrens ist (Wernet, 2009, S. 18).

Lebenspraxis, so eine weitere methodologische Prämisse, vollzieht sich in einer sequentiellen Abfolge von Handlungen. An jeder Sequenzstelle eröffnet sich ein gemäß den sinnstrukturierenden Regeln sich konstituierender Möglichkeitsraum unterschiedlicher Anschlusshandlungen, aus denen der/die Akteur\_in auswählen kann. Dieser Auswahl folgt eine neue Eröffnung, die wiederum eine weitere Entscheidungsnotwendigkeit nach sich zieht – aus dem so entstehenden Muster aus Auswahlentscheidungen und damit der „selektiven Verknüpfung von Interaktionszügen“ (Maiwald, 2018b, S. 449) entsteht eine spezifische Fallstruktur. Die Ausführungen muten an, als sei dieser Prozess als allzu dynamischer zu denken, dies soll insofern relativiert werden, als sich in langfristigen Beziehungen, wie beispielsweise den hier interessierenden zwischen Mutter und Kind, Interaktionsstrukturen bilden und im Sinne ausgetretener Pfade festigen (Maiwald, 2018b, S. 443). Dennoch ist mit dem sich nach jeder Sequenz neu eröffnenden Möglichkeitsraum immer auch das Potential

---

<sup>29</sup> Abweichungen davon sind auch im Alltäglichen wahrnehmbar, etwa bei allzu auffälligen Fehlleistungen, wie den berühmt berüchtigten ‚Freud’schen Versprechern‘; die hohe Interaktionsdichte des Alltags und damit die Flüchtigkeit der Irritationsmomente sorgen indes dafür, dass es bei einem kurzen, mit einem kleinen Schmunzeln gerahmten, Stolperer bleibt – extensive Analysen sind im alltäglichen Handlungsvollzug weder möglich noch sinnvoll.



zur Transformation enthalten; das Transformationspotential ist ein jeder sozialen Interaktion inhärentes Moment (Maiwald, 2018b, S. 449).

### **3.1 Die methodischen Prinzipien der Objektiven Hermeneutik**

Aus den methodologischen Prämissen der Objektiven Hermeneutik lassen sich methodische Prinzipien ableiten, die Anhaltspunkte für die konkreten Analyseoperationen im Sinne eines sinnrekonstruktiven Verstehens bieten. So leitet sich das *Prinzip der Sequenzialität* aus der prinzipiellen Zukunfts Offenheit der Lebenspraxis ab (Wernet, 2009, S. 27), als Abfolge von Auswahlentscheidungen aus einem Möglichkeitsraum an Anschluss handlungen gedacht (Garz & Raven, 2015, S. 35). Methodisch bedeutet dies, dass dem Ablauf des Protokolls gefolgt und dieses in seiner Sequenzialität ernst genommen wird – das Auslassen vermeintlich uninteressanter Textsequenzen wäre ein methodischer Fehler. Beachtung der Sequenzialität bedeutet auch, den einer fokalen Äußerung folgenden Text in der Analyse unberücksichtigt zu lassen, ihn vor allem nicht zur Erklärung früherer Textstelle heranzuziehen (Wernet, 2009, S. 28). Indes werden neue Analyseergebnisse in die bisherigen Erkenntnisse und damit in die vorausgegangenen Analysen eingebettet. Diese Maxime geht in das *Prinzip der Kontextfreiheit* über: So wenig es zulässig ist, auf in der Sequenzabfolge spätere Textstellen (zur Erklärung früherer Textstellen) zurückzugreifen, so wenig wird es dem Erkenntnisinteresse gerecht, die Kontextinformationen (zu früh) einzubeziehen. Diesem Prinzip folgend werden zunächst in Form gedankenexperimenteller Überlegungen möglichst kontrastreiche (*Prinzip der Extensivität*) Äußerungskontexte ersonnen, wobei der Kontext der fokalen Äußerung unberücksichtigt bleibt – es gilt, eine ‚künstliche naive‘ Haltung einzunehmen. Dies geschieht, ebenfalls der Maxime der Extensivität gerecht werdend, so lange, bis aus den Gedankenexperimenten keine substantiell neuen Lesarten gebildet werden können (Wernet, 2009, S. 33). Substantiell neu bezieht sich darauf, dass die Geschichten zu Typen gemeinsamer Struktureigenschaften gruppiert werden (Bildung von Lesarten). Ist keine weiterer (strukturdifferenter) Typus auszumachen, kann die Geschichtenbildung beendet werden (Wernet, 2009, S. 39). Dabei ist es hilfreich, die Geschichten im Sinne des *Prinzips der Sparsamkeit* möglichst konkret zu fassen (Maiwald, 2018b, S. 451). Dies hilft zum einen bei der Einschätzung der Angemessenheit und Wohlgeformtheit (Maiwald, 2018b, S. 452), zum Anderen droht bei allzu ausufernden und voraussetzungsvollen Entwürfen die Gefahr der textunspezifischen Willkür (Wernet, 2009, S. 35). Die Sparsamkeitsmaxime soll zudem verhindern, vorschnelle, textlich unbegründete Pathologien oder Regelverletzungen zu unterstellen (Wernet, 2009, S. 35). Mit dem

Verweis, dass Kontextinformationen nicht zu früh einbezogen werden sollen, wurde bereits auf das *Prinzip der Kontextfreiheit* verwiesen, mit dem forschungslogisch Zirkularität vermieden und die Gefahr der reinen Kontextanalyse begegnet wird (Wernet, 2009, S. 23). Es gilt, gemäß diesem, die soziale Realität von „außen nach innen“ (Maiwald, 2018b, S. 450) und damit in ihrer allgemeinen Bedeutungsstruktur zu verstehen. Damit dies gelingt, ist auch das *Prinzip der Wörtlichkeit* zu berücksichtigen: Die Äußerungen werden wörtlich, also genau so interpretiert, wie sie protokolliert sind – mit allen enthaltenen Versprechern, Abbrüchen oder Korrekturen (Maiwald, 2018b, S. 452). Es gehe darum, den Text „auf die Goldwaage zu legen“ (Wernet, 2009, S. 23), was im Alltag wohl als ‚Erbsenzählerei‘ verhöhnt werden würde, ist für die innertextliche Erschließung unverzichtbar: Die wörtliche Interpretation zielt auf die Rekonstruktion der latenten Sinnschicht, in der Wörtlichkeit wird die „Abweichung zwischen Textintention und Realisierung“ (Wernet, 2009, S. 25) nachvollziehbar. Erst nach erfolgter Analyse der fallunspezifischen Textbedeutung wird eine Konfrontation mit dem Kontext vorgenommen – erst durch die vorherige künstliche Naivität und kontextfreie Interpretation tritt nun die Besonderheit der sozialen Praxis gerade in der Differenz der manifesten und latenten Bedeutungsgehalte zutage: eine Fallstrukturhypothese entsteht.

### **3.2 Der Film als Ausdrucksmaterialität**

Abschließend noch eine Anmerkung zu der (ursprünglichen) Ausdrucksmaterialität der Interaktionen: Beide Interaktionssequenzen sind Ausschnitten aus dem Film *Prinzessinnenbad* entnommen, in der jeweils ein Zweiergespräch zwischen den adoleszenten Protagonistinnen, Klara und Mina und ihren Müttern stattfindet, entsprechend ist das Protokoll zunächst (in seiner Ursprungsform) kein rein sprachliches Text-Gebilde. Für Werbe- oder Spielfilm-Formate, bei denen es sich zwar um „natürliche“ Protokolle sozialer Realität“ (Maiwald, 2018b, S. 473), aber nicht um ebenso natürliche, sondern eben gerade um „gemachte“ Texte“ (Maiwald, 2018b, S. 473) handelt, gilt, dass aus der Rekonstruktion einer sich im Film abspielenden Interaktion nicht unmittelbar auf die (vermeintlich authentisch) dargestellte soziale Praxis geschlossen werden kann, der Text also nicht als authentischer Ausdruck der sich in ihm abbildenden sozialen Praxis rekonstruiert werden kann.<sup>30</sup> Die Herstellung der Ausdrucksmaterialität muss als Praxis der Werbung oder des Spielfilms als weitere Folie mitgedacht werden.

---

<sup>30</sup> Die objektive Hermeneutik vermag es, zumindest für den von Maiwald ausgewählten Fall (Maiwald, 2018b), auch unauthentische Protokolle als eben solche zu entlarven – die Sorge, man könne durch Missachtung des Herstellungsprozesses falsche Schlüsse für eine soziale Praxis ziehen, scheint vorerst unbegründet.

Die Ausschnitten des Films *Prinzessinnenbad* können als im doppelten Sinne ‚natürlich‘ gelten, da sie eben nicht geskriptet und in diesem Sinne nicht von einer Struktur der ‚Kulturindustrie‘ (Maiwald, 2018b, S. 444) durchzogen sind. Dem Rekurs auf allgemein geltende Regeln der Alltagssprache spricht insofern nichts entgegen, als es sich um ein Protokoll eines ‚nicht gemachten‘ sondern sich ‚natürlich‘ in der Interaktion entwickelten Textes (und damit einem, der vor dem Hintergrund der allgemeinen Regeln entsteht) handelt. Diese Annahme scheint vertretbar, da die Interaktionssequenzen ohne einen erkennbaren Schnitt fortlaufen und somit maximal von einer eingangs gestellten, aber bereits einige Interaktionssequenzen zurückliegenden, Frage der Regisseurin handeln kann – aber auch für diesen Fall hätten wir keine Bedenken, da die Interaktion dann dem Format des Interviews beziehungsweise Familiengesprächs gleichen würde, diese Textform stellt für die Objektive Hermeneutik ohnehin das Kerngeschäft dar – die Tauglichkeit kann, ausreichend erprobt, als bestätigt gelten. Insofern können die filmisch eingefangenen (zusätzlichen) Informationen an den Stellen als weiteres Material für die Kontextualisierung genutzt werden, an denen es sinnvoll erscheint, stellen aber keine, wie zunächst vermutet wurde, methodische Herausforderung dar.<sup>31</sup>

#### **4 Analysen zur Interaktionsdynamik in der reduzierten Triade**

Im Folgenden werden zwei Szenen aus dem Dokumentarfilm *Prinzessinnenbad* objektiv-hermeneutisch analysiert. Der Film ist 2007 erschienen und zeigt Ausschnitte aus dem Leben der drei 16-jährigen Protagonistinnen Klara, Tanutscha und Mina, die von der Regisseurin Bettina Blümner ein Jahr lang in Berlin-Kreuzberg begleitet wurden. Die drei jungen Frauen leben bei ihren alleinerziehenden Müttern. Die Väter sind als Interaktionspartner nicht präsent (bis auf eine Ausnahme, in der Minas Vater im Laden des Onkels gezeigt wird), werden aber vereinzelt in Gesprächen thematisiert. Für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit wurden zwei Szenen ausgewählt, in denen die Trennungsgeschichte der Eltern in der Interaktion zwischen Mutter und Tochter und in Anwesenheit der Regisseurin verhandelt wird – eine Szene, in der sich Klara mit ihrer Mutter, eine weitere, in der Mina sich im Beisein des neuen Partners der Mutter mit dieser im Gespräch befindet.<sup>32</sup>

---

<sup>31</sup> Dass diese ohnehin nicht zwangsläufig gelten muss, konnte Maiwald in seiner Analyse eines Werbespots zeigen – in der mit den üblichen Analyseverfahren der Objektiven Hermeneutik gerade die Besonderheit der dem Protokoll entnommenen Interaktion als ‚nicht wirkliche‘, also fiktive, herausgearbeitet werden konnte und damit eine methodische Adaption überflüssig wurde (Maiwald, 2018b).

<sup>32</sup> Der neue Partner der Mutter spricht, das ist der unmittelbar vorausgehenden Szene zu entnehmen, kein Deutsch.

Durch die Ausdrucksgestalt Film ist die Gewinnung objektiver Daten insofern begrenzt, als die Interagierenden weder zusätzlich beobachtet noch befragt werden konnten. Daher bleiben Daten wie das Alter der Mütter und Väter unbekannt, andere Annahmen, wie die chronologische Abfolge der Partnerschaften der Eltern oder die konkreten Wohn- und Lebensumstände beruhen auf Konstruktionen der aus anderen Filmszenen gewonnenen Informationen und können entsprechend nicht als gesichert gelten.

#### **4.1 Das Phänomen des Bandenspiels und die neue Familie – Klara und ihre Mutter**

Klara, eine der drei Protagonistinnen des Films, befindet sich in der ausgewählten Filmszene im Dialog mit ihrer Mutter. Eine extensive Sequenzanalyse der ersten Interaktionssequenz wurde bereits im Rahmen der Arbeit *Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität* durchgeführt; die gewonnenen Strukturmerkmale werden in Abschnitt 4.1.1 zunächst zusammenfassend vorgestellt, um dann auf der Grundlage der Analyse der zweiten Sequenz in Abschnitt 4.1.2, die zentralen Themen der Interaktionsdynamik darlegen zu können (4.1.3).

##### **4.1.1 *Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität* – Zusammenfassung**

In der Arbeit *Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität* wurde die nachfolgende Interaktion zwischen Mutter und Tochter objektiv-hermeneutisch analysiert. Die im Zuge der ersten Rekonstruktion herausgearbeiteten Strukturmerkmale werden, um spätere Bezugnahmen zu ermöglichen, hier noch einmal zusammenfassend dargelegt.

##### **Transkript (0:50:53):**

Mutter: oder findest du du hast zu viel (betont) Freiheiten (TM auf)

Klara: isch find´s eigentlich gut aber (2)

Mutter: ich bin nich so´n Kontrollfreak

Klara: ja (räuspert sich)

Mutter: wärste gerne hätteste lieber dass ich strenger wäre (TM auf)

Klara: mmm mmm (leichtes Kopfschütteln) (.) aber so (4) ich weiß nich so (.) ich will (.) natürlich jetzt (betont) sag ich niemals so jetzt wenn mir alle diese Vorschriften so geben würdest würde ick sagen leck mir an Arsch sozusagen weißt du (.) aber manchmal denk ich mir schon so du müsstest eigentlich schon mir mehr

Mutter: es gibt n paar Spielregeln einfach einzuhalten (2) und eins, zwei (betont) Sachen (.) kein Heroin und nicht schwanger werden (lacht) bei beiden festen (betont) (lacht) Grundsätze ham wir (lacht) (4) und ich find es klappt gut so (leiser)

### **Zusammenfassende Ergebnisdarstellung der Rekonstruktion:**

Bereits im initialen Sprechakt wird ein zentrales Element einer auf eine Dyade reduzierten Triade deutlich: Die Tochter wird von der Mutter neben der ‚rollen‘konformen, asymmetrisch-generativen Form auch als partnerschaftlich-symmetrisches Beziehungsgegenüber adressiert, mit entsprechend konfliktuösen Auswirkungen. Die Notwendigkeit dieser Doppelbeanspruchung der Dyade resultiert, so das Ergebnis der Analyse, aus einer fehlenden, stabilen generativen Haltung auf Seiten der Mutter, gepaart mit der Abwesenheit des/der zur Kompensation dieser benötigten triadischen Dritten, hier des Vaters.

Durch die doppelte Adressierung findet sich die Tochter im Spannungsfeld zweier Konflikte wieder: Einem intrapsychischen Konflikt aus den widerstreitenden Motiven des Selbst mit dem „Wunsch [...] nach Anerkennung“ (Benjamin, 1992, S. 34) auf der einen und dem Streben nach „absoluter Selbstständigkeit“ (Benjamin, 1992, S. 34) auf der anderen Seite. Während dieser Konflikt aus den Entwicklungsanforderungen der Adoleszenz resultiert und in diesem Sinne einen alterstypischen, zeitlich begrenzten und damit wenig besorgniserregenden Prozess darstellt,<sup>33</sup> entpuppt sich der zweite als Gefährdung für die Bewältigung des ersteren, intrapsychischen Widerstreits: Mit dem Wechsel der Adressierungen durch die Mutter in Abhängigkeit ihrer eigenen Bedürfnislage (symmetrische Adressierung im Dienste der Stabilisierung durch Fremdbestätigungen vs. asymmetrische Adressierung im Dienste der Selbstbestätigung und Abwehr von drohender Kritik) erzeugt die Mutter einen (Positionen-)Konflikt bei ihrer Tochter. Diese steht so vor der Herausforderung, bei jedem Interaktionsangebot zu prüfen, in Erwartung welcher Funktionsübernahme sie gerade von ihrer Mutter adressiert wurde (als Tochter vs. als stabilisierendes Gegenüber auf Augenhöhe). Es ist leicht vorstellbar, dass insbesondere die Position des positiv evaluierenden Gegenübers durchaus in Konflikt zu den Autonomiebestrebungen des intrapsychischen Widerstreit stehen kann – die Tochter muss im Zweifel (und das bedeutet hier zur Aufrechterhaltung einer harmonischen Beziehung) die Ausbalancierung ihres Innenlebens zugunsten der Funktionserfüllung und damit der Stabilisierung der Mutter zurückstellen.

Stierlin, Levi und Savard (1980) folgend, wurde von einer nach außen gerichteten, manifest zentrifugalen Ablösungstendenz<sup>34</sup> der Mutter gesprochen, während auf der Beziehungsebene durch ihre Ich-Schwäche ein starkes zentripetales, latentes (unbewusstes)

---

<sup>33</sup> Wenngleich dieser einen sowohl für die Adoleszenten, nicht selten aber auch für die Eltern überaus anstrengenden, fast schon zermürbenden Prozess darstellt.

<sup>34</sup> Stierlin et. al. (1980) haben die in einer Familiendynamik wirksamen Ablösungskräfte als zentrifugale benannt, wenn sie nach außen (und damit in Richtung der Ablösung) und als zentripetal, wenn sie nach innen

Moment wirksam scheint, dass die Ablösung der Tochter erschwert (Stierlin, Levi, & Savard, 1980). Das dieser Kategorisierung zugrunde liegende Modell, dass neben den beiden Grundformen der zentrifugalen und zentripetalen Ablösungstendenz, auch eine pseudozentripetale und -fugale<sup>35</sup> unterscheidet, kann aufgrund der in der Analyse gewonnenen Erkenntnisse um einen ambivalenten Typus ergänzt werden: Familiendynamiken dieses Typus seien einerseits gekennzeichnet durch das gleichzeitige Auftreten von zentripetaler und zentrifugaler Ablösungskräfte im Spannungsfeld von manifestem und latentem Sinngehalt, andererseits durch einen unvorhersehbaren Wechsel zwischen beiden Kräften in Abhängigkeit von der benötigten Funktionserfüllung.<sup>36</sup> Die Adoleszenten finden sich dadurch in der dauerhaften Unsicherheit hinsichtlich der Interpretation der Wirkrichtung der Ablösungskräfte sowie der Differenzierung der Ebenen und der Funktionsanforderung wieder. Während ambivalentes Verhalten in der Adoleszenz den Normverlauf der Entwicklungsphase darstellt (z. B. A. Freud, 1936) und damit nicht in dem individuellen Verantwortungsbereich des Heranwachsenden zu stellen ist, gilt das Gegenteil für das Auftreten von ausagierten Ambivalenzen auf der elterlichen Seite.

Die Auswirkungen des/der fehlenden Dritten, der/die für die Entstehung aber auch für die Kompensation dieser Ambivalenz eine zentrale Rolle spielt, soll auch hier noch einmal ausführlicher dargelegt werden. Ausgang soll von einem klassisch triadischen Familienmodell aus Mutter, Vater und Kind genommen werden (siehe Abb. 1<sup>37</sup>).<sup>38</sup>

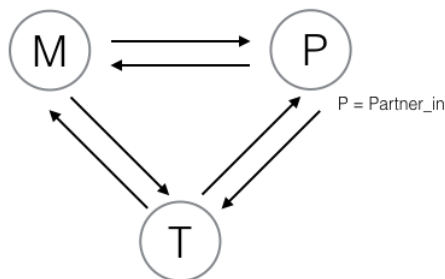


Abb. 1: Triadische Familienkonstellation

(und damit entgegen der Ablösung) gerichtet sind, der Kreis der Familie also „eine ungewöhnliche Anziehung auf den Jugendlichen“ (Stierlin u. a., 1980, S. 47) ausübt.

<sup>35</sup> Wenn zunächst ein zentripetales Ablösungsmoment wirksam scheint, sich bei längerer Beobachtung aber ein zentrifugales Moment zeigt, dass das Verhalten der Eltern letzten Endes motiviert, so sprechen Stierlin et. al. von einem pseudozentripetalem Ablösungsmodus – gleiches gilt vice versa (Stierlin et. al., 1980, S. 60).

<sup>36</sup> In der analysierten Interaktionsszene wurde die symmetrische Adressierung durch die Mutter immer dann zugunsten einer asymmetrischen aufgegeben, wenn die Tochter der symmetrischen Adressierung folgend ansetzte, sich tatsächlich kritisch evaluierend zu positionieren.

<sup>37</sup> Im Schaubild steht M für Mutter, T für Tochter und P für eine\_n Partner\_in.

<sup>38</sup> In der psychoanalytischen und soziologischen Literatur wird, zumindest in den Anfängen, von jenem heteronormativen Modell ausgegangen. Die folgend dargelegten Dynamiken gelten ebenso für gleichgeschlechtliche Elternpaare; eine ausführlichere Diskussion dazu erfolgt in Abschnitt 2.4.

Etwaige Instabilitäten in der elterlichen Generation können durch den/die jeweils andere\_n Beziehungspartner\_in kompensiert werden und das in zwei Richtungen: sowohl innerhalb der Paardyade, sodass die Auswirkungen auf das Kind reduziert werden, als auch in Kompensation der instabilen Beziehung zum Kind im Sinne einer heilen ‚Kontrastdyade‘, die verlässliche Beziehungserfahrungen ermöglicht. Ist, in Bezug auf Abbildung 1, die Position des ‚Vaters‘ (P) unbesetzt, so kann im günstigsten Fall (zumindest) die stabilisierende Wirkung durch eine andere Person aus dem Umfeld der erziehungsberechtigten Person (Freundinnen und Freunde, Eltern, neue/r Partner\_in, Therapeut\_in), kompensiert werden (siehe Abb. 2).

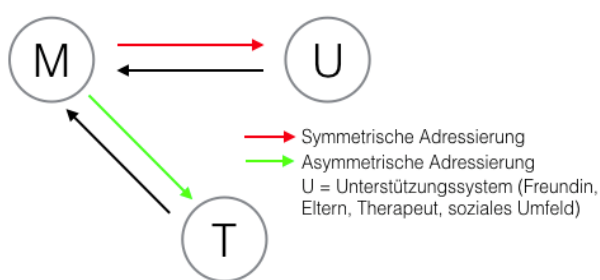


Abb. 2: Alleinerziehendenkonstellation mit Unterstützungssystem

Ist dieses Unterstützungssystem nicht wirksam, so droht, wie in der Beziehung zwischen Klara und ihrer Mutter, die Reduzierung der Triade zu einer ‚doppeladressierten‘ Dyade: Die Tochter wird von der Mutter in Abhängigkeit ihrer Bedürfnislage entweder in einer der Generativität Rechnung tragenden, asymmetrischen Form adressiert oder aber symmetrisch, im Sinne einer Paardyade, mit der Funktion eines stabilisierenden Gegenübers (siehe Abb. 3<sup>39</sup>).

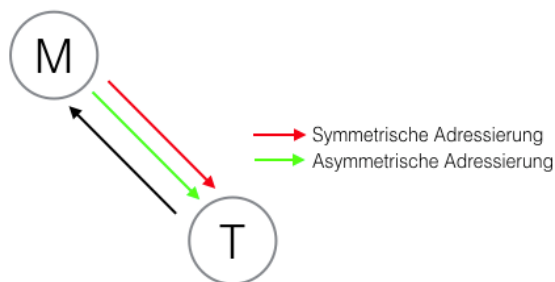


Abb. 3: Alleinerziehendenkonstellation ohne Unterstützungssystem

<sup>39</sup> Abbildung 3 nimmt einseitig die Adressierungsproblematik auf Seiten der Mutter in den Blick. Der schwarze Pfeil, der von der Tochter in Richtung der Mutter weist, kann ebenso verschiedene Adressierungsformen beinhalten, diese sollen hier aber insofern nicht näher betrachtet werden, als diese, zumindest in den in der Analysen vorfindlichen Ausmaßen, im Dienste eines der Adoleszenz angemessenen Probehandelns stehen (z. B. Erikson, 1973).

Aus der Perspektive der Adoleszenten besteht die auf Dauer gestellte Herausforderung darin, die Adressierung richtig zu interpretieren und die Ungewissheit, in welcher Position sie von der erziehungsberechtigten Person interpretiert werden, auszuhalten. Diese Unsicherheit stellt für die adoleszente Entwicklung und den damit einhergehenden Ablösungsprozess eine immense Erschwernis dar.

#### **4.1.2 „Plötzlich mit Kind ist Verantwortung da gewesen“**

Die zweite Interaktionssequenz zwischen Klara und ihrer Mutter wird zunächst in den film-szenischen Kontext eingeordnet, um nach Darlegung des Transkripts, die sequenzanalytische Rekonstruktion des Dialogs vorzunehmen.

Die nachfolgende Interaktion schließt sich nahtlos an die Interaktionssequenz 1 an. Klara und Ihre Mutter sitzen sich am Küchentisch gegenüber und trinken einen Tee. Eingeleitet wurde die erste Sequenz mit der Frage der Mutter, ob Klara findet, dass sie zu viele Freiheiten hätte.<sup>40</sup> Da in der ersten Sequenz vor allem das erzieherische Verhalten der Mutter Gegenstand des Austausches war, schien eine Trennung zu Sequenz 2, in der die Trennungsgeschichte der Eltern verhandelt wird, inhaltlich angemessen. Die beiden Sequenzen trennt eine kurze Pause Sprechpause der Mutter, nach dieser beginnt sie von ihrem Ex-Partner zu berichten:

#### **Transkript (0:51:42):**

- Mutter: Ja, Klaras Vater hat nochmal Familie gemacht (.) noch zwei Kinder dazu (2) und is denn vor drei Jahren ist er nach Panama gegangen (1) mit Familie (.) als Klara 1 Jahr und 8 Monate war ham wa uns dann getrennt. (2)
- Klara: Aber mein Vater war auch erst 19;
- Mutter: Plötzlich mit Kind ist Verantwortung da gewesen und ich glaub daran ist dann die ganze Beziehung auch gescheitert (.) Ich hab die ganze Sache sehr ernst genommen mit Klara und Kasper ist halt hat immer noch sein altes Leben weitergelebt (.) und das ging dann halt irgendwann nich mehr.
- Klara: Blond (.) groß (.) blaue Augen @(. )@ (2)
- Mutter: Jetzt hab ich auch ein Traummann gefunden den ich heiraten will.
- Klara: Achso,
- Mutter: Der ist klasse (.) keine Ahnung; (3) ((trinkt einen Schluck Tee)) was Klara für Männer mag ich weiß es noch nich,

---

<sup>40</sup> Siehe Abschnitt 4.1.1



Klara: Ich mag nicht wenn meine Mama mit irgendwelchen andern Männern ist,  
aber (.)

Mutter: Ich hab auch n Recht auf n Privatleben sozusagen;

### **Rekonstruktion**

***Mutter: Ja, Klaras Vater hat nochmal Familie gemacht (.) noch zwei Kinder dazu (2)***

Das initiale *ja* kann als Zustimmung zu einer vorher geäußerten These oder Frage gelesen werden, da die Filmsequenz jedoch ohne einen Szenenschnitt an die in Abschnitt 4.1.1 vorgestellte Interaktion anschließt, wird diese Lesart nicht weiterverfolgt. Der Einstieg wird daher in einem (selbst)vergewissernden, ermutigenden Akt im Sinne eines Anschlusses an vorher gedanklich Entwickeltes verstanden. Durch die Kontrastierung der Formulierungen *Klaras Vater* und *der Vater von Klara* wird ersichtlich, dass die Sprecherin Klara und ihre Beziehung zu ihrem Vater in den Mittelpunkt stellt. Mit der Formulierung *Klaras Vater* wird der Vater sprechaktlogisch zum Attribut der Tochter (analog zu *Klaras Schuhe*, *Klaras Hund*, oder *Klaras Freundin*); dies wird im Kontrast zur Formulierung *der Vater von Klara* deutlich, bei dem der Zusatz, wessen Vater der Mann ist, sprachlich hinzugefügt wird; zunächst wird der Mann jedoch als Vater bezeichnet und so auf ihn als Person Bezug genommen. Dies wird nachvollziehbar, wenn man sich vorstellt, wie eine Erzieherin zu ihrer Kollegin bezüglich der Organisation des Sommerfestes im Kindergarten sagt: *Der Vater von Sophia kümmert sich um die Getränke*. Sofort ist klar, dass die Erzieherin offenbar nicht nur über Sophia Kontakt zu dem Vater hat. Dass diese Aussage im Vergleich zur Aussage *Sophias Vater kümmert sich um die Getränke* auch Assoziation zu einer potentiellen (sexuellen) Anziehung zulässt liegt daran, dass der Vater (im Sprechakt *der Vater von Sophia*) als Mann thematisiert wird, der unter anderem Sophias Vater ist, aber eben auch ‚ein Mann‘ und in diesem Sinne potentieller Geschlechtspartner. Dagegen wird im Falle der Äußerung *Sophias Vater* nur die Vaterschaft virulent.<sup>41</sup>

Da die Äußerung von der Mutter realisiert wird, ist durch die Nennung des Vaters zwar in beiden Fällen die Beziehungsebene zu ihm qua Elternschaft thematisiert, in der fokalen Äußerung jedoch über den ‚Umweg‘ oder die Fokussierung der Tochter. Eine Steigerung würde diese Bedeutung durch die Ansprache *dein Vater* erfahren, damit würde jedoch auch ein Adressierungswechsel einhergehen. In dem von der Mutter realisierten Sprechakt gilt die

---

<sup>41</sup> Noch deutlicher wird diese Differenzierung aus der Perspektive des Kindes: In der Gegenüberstellung von *mein Vater* und *der Mann, der mein Vater ist* – hier wird die Reduktion auf die Ausschließlichkeit der Vaterschaft und die Thematisierung als Vater vor dem Horizont der Männlichkeit deutlich.

Äußerung einer dritten Person, hier vermutlich der Regisseurin. Durch diese wird bereits die Adressierungsproblematik der Mutter konstituiert: Innerhalb einer sprachlich wohlgeformten Äußerung müssen zwei Beziehungsdyaaden klassifiziert werden (*Mein Ex-Partner* und *Vater meines Kindes*). In ihrer Realisierung lenkt die Mutter den Blick von der Beziehungsdyaade zwischen ihr und ihrem ehemaligen Partner ab, dieser wird damit ausschließlich in seiner Funktion als Elternteil eingebunden. Damit macht die Mutter Klara gegenüber deutlich, dass der Vater vor allem *durch*, vielleicht sogar nur noch *wegen* ihr eine Rolle im Leben der Mutter spielt, seine Position ist auf die des Vaters reduziert – eine Beziehungsebene, die faktisch auch nicht auflösbar ist.<sup>42</sup> Im Kontrast dazu würde die Mutter mit der Äußerung *der Vater von Klara* stärker die Beziehungsebene zu ihm, um damit die geteilte elterliche Verantwortung anerkennen. Indem sie stattdessen die Bezeichnung *Klaras Vater* wählt, mutet es an, als habe Klara sich diesen Mann ausgesucht und ihre Mutter sei daher unangenehmerweise ebenfalls zu einem Kontakt mit ihm genötigt – sie verkennt damit die Entstehungsgeschichte von Klara (schließlich hat sie den Mann gewählt und nicht ihre Tochter). Dieser Logik folgend, vollzieht sich damit auch eine Umkehr der Ursache-Wirkungs-Folge, zuge- spitzt formuliert bedeutet das: Die Mutter negiert sprechaktlogisch, dass die Beziehung zwischen ihr und ihrem Ex-Partner der Ursprung der Beziehung zwischen Klara und ihrem Vater ist und weist der Tochter latent die Schuld zu – diese Zuweisung ist durch die Unauflösbarkeit der Vater-Tochter-Beziehung auf Dauer gestellt.

Mit der Weiterführung des Dialogs *hat nochmal X gemacht* ergibt sich folgende Problematik: Während in dem Sprechakt *hat noch eine X* unbestritten ist, dass das erste X unabhängig vom Dazutreten des zweiten X weiter bestehen darf, beispielsweise, wenn eine weitere Ausbildung abgeschlossen oder ein weiterer Masterabschluss erworben wird (im Sinne einer Anschlussbewegung), bleibt bei der Formulierung *hat nochmal eine X gemacht* unklar, wie es um das erste X steht. Die ebenso wohlgeformt mögliche Verwendung des Wortes *nochmal* in einer Einschublogik (im Sinne eines Moratoriums) folgenden zeitlichen Dimension (*nochmal drei Monate Urlaub gemacht, bevor...*) ist auf die Nennung eines zeitlichen Verweises angewiesen (*bevor, nochmal schnell, nochmal kurz*) und kann damit für den vorliegenden Sprachakt unberücksichtigt bleiben. Damit wird unter Berücksichtigung des Kontextes die Problematik virulent, welche Personengebilde als ‚Familie‘ bezeichnet werden können: die erste Gründungsfamilie (mit oder ohne Vater) oder die zweite

---

<sup>42</sup> Eine Steigerung wäre sicher noch die Bezeichnung *Erzeuger*, diese würde aber lediglich auf die biologische und nicht mehr die soziale Vaterschaft abzielen und damit auch die Beziehung zwischen Klara und ihrem Vater negieren.

Gründungsfamilie? Auffällig ist zudem, dass der unbestimmte Artikel in der fokalen Äußerung ausbleibt: In der Formulierung *hat nochmal X gemacht* sind daher nur Ersetzungen möglich, die im Präsens in Kombination mit *machen* stehen (*Urlaub machen, Schabernack machen, Mist machen, Essen machen, Abschluss machen*). Allen diesen Verwendungsformen ist gemeinsam, dass sie nur vorübergehend und daher nicht von überdauernder Stabilität sind. In Kombination mit dem Wort *nochmal* (und vor dem Hintergrund des Kontextes) wird nun ersichtlich, dass die Mutter sowohl ihre damalige Familiengründung als auch die neue Familie des Partners für eine vorübergehende Erscheinung hält. Durch die Formulierung *Familie gemacht* (beziehungsweise, wie eben argumentiert, *Familie machen*) wird die Familiengründung als Herstellungsprozess beschrieben, der bereits abgeschlossen ist; darüber bleibt die Beziehungsebene (insbesondere die zwischen ihrem Ex-Partner und seiner neuen Frau) unbeachtet.

Die weiterführende Ergänzung *noch zwei Kinder dazu* erhärtet die Lesart des vorigen Sprechaktes weiter. Die in der ersten Sequenz (*Klaras Vater hat **nochmal** Familie gemacht*) ausgedrückte Ungewissheit der Mutter bezüglich des Fortbestehens ‚ihrer‘ Familie, wird in der zweiten Sequenz (*noch zwei Kinder dazu*) fortgeführt: Die zwei weiteren Kinder des Vaters werden sprechaktlogisch als zum mütterlichen System dazukommend beschrieben. Es mutet an, als wüsste die Mutter latent darum, dass sie die Verbindung zwischen ihr, Klara und Klaras Vater nicht kappen kann und seine zwei neuen Kinder damit zu dem unbestimmten Personengefüge ‚hinzukommen‘. Folgende Gedankenexperimente sind für die Analyse des Sprechaktes aufschlussreich:

- (1) An der Käsetheke fragt die Verkäuferin nach Aushändigung der Bestellung: *Möchten Sie noch zwei Eier dazu? Die sind ganz frisch, heute Morgen erst aus dem Stall geholt.*
- (2) Franzi und Max sitzen im Café und bestellen sich zwei Milchkafee, als die Kellnerin gerade den Tisch verlässt, ruft Franzi ihr hinterher: *Wir hätten gerne noch zwei Stück Käsekuchen (dazu).*
- (3) Ben berichtet über seine Gruppentherapie. Sein Freund Moritz fragt interessiert, wie viele Personen an so einer Therapiesitzung teilnehmen. Ben erläutert: *Wir sind eigentlich zu siebt, aber es kamen letzte Woche noch zwei (Neue) dazu.*

In den ersten beiden Geschichten wird das ‚Später-Hinzukommende‘ als selbst gewählt und damit im Sinne eines positiven, erwünschten Add-On’s thematisiert, dagegen wurden die zwei neuen Mitglieder in der Therapiegruppe zugeordnet. Durch diese Zuordnung sind die Hinzukommenden keine willkommene Ergänzung im Sinne des eben beschriebenen Add-

On's, sondern eher eine zugemutete Belastung. Ebenso bemerkenswert ist, dass in nahezu allen ersonnenen Geschichten von Materiellem/Gegenständlichem als ‚Zusätzliches‘ die Rede war. Das Gruppenbeispiel bildet zwar eine Ausnahme, diese liegt aber in der vorgeschlagenen Realisierung auch an der Grenze der Wohlgeformtheit (die Erzählung könnte ebenso gut in der Formulierung *noch zwei Teilnehmer mehr?* oder *noch mehr Teilnehmer?* realisiert werden). Den Kindern des Mannes wird damit tendenziell das spezifisch Menschliche aberkannt, sie werden verdinglicht.

In der dritten Geschichte wird zudem deutlich, dass in der Realisierung *noch zwei X dazu* bereits ein Grundstock an X vorhanden sein muss (zu den ohnehin schon drei neuen Teilnehmer\_innen, die im letzten Monat hinzukamen, sind nun beim vergangenen Treffen weitere zwei Neue hinzugestoßen).<sup>43</sup> In Konfrontation mit dem Kontext erschließt sich, dass die zwei weiteren Kinder ihres Ex-Partners in der realisierten Formulierung als Zusatz, quasi als ‚Familienbeilage‘, thematisiert werden. Die vor dem Dazutreten der zwei weiteren Kinder bereits vorhandene Anzahl an Kindern (in diesem Fall nur eines, Klara) hätte nach Aussage der Mutter also ausgereicht, eine nicht selbst gewählte Vermehrung dieser war offenbar nicht im Sinne der Mutter. Dabei bleibt nun aber offen, zu was die zwei Kinder dazukommen: Für den Sprechakt gilt, dass es bereits einen Grundstock an Kindern geben muss. Die zwei weiteren Kinder müssten dann zu Klara und damit zu der Familie aus ihrem Vater und ihrer Mutter dazukommen. Ebenfalls denkbar wäre, dass sie zu der Familie aus Klaras Vater und seiner neuen Partnerin dazukommen, dann müssten diese sprechaktlogisch nur bereits mindestens ein gemeinsames Kind haben. Wie aus dem Kontext bekannt, hat der Vater mit Klara ja bereits ein Kind, die Mutter könnte mit dem Sprachakt also auch Klara latent der Familie aus Klaras Vater und seiner neuen Partnerin zugewiesen haben – die Familienkonstellation scheint ungewiss.

An dieser Stelle soll ein kurzer Exkurs erfolgen: Mit dem letztgenannten Szenario (der Einbindung Klaras in die ‚neue‘ Familie des Vaters) wird ein zentrales Thema von Familienauflösung und -neugründung virulent: Während die Kinder der ersten Partnerschaft verhältnismäßig unproblematisch in eine neue Familie integriert werden können, gilt dies gerade nicht für die Ex-Partnerin. Klara könnte also sehr wohl Teil der Familie des Vaters und seiner neuen Frau mit den gemeinsamen zwei Kindern werden, die Mutter von Klara hätte in diesem neuen Familiengebilde allerdings keinen Platz – ihrer ist bereits (neu) besetzt. Die

---

<sup>43</sup> Dabei liegt die Differenz zu Geschichte (2) vor allem darin, dass hier unproblematisch auf das ‚dazu‘ verzichtet werden kann, in Geschichte (3) büßt der Satz ohne dieses an Aussagekraft ein oder erfährt eine Änderung.

Frage, wer es zuerst ‚schafft‘, eine ‚neue‘ Familie zu gründen und die gemeinsamen Kinder in das neue System ‚zu überführen‘, wird zu einem Wettlauf gegen die Zeit.

Der Mutter gelingt es in der ersten Sprechaktsequenz nicht, eine ungebrochene Geschichte der Familiengründungsaktivitäten ihres Ex-Partners zu entwerfen. Statt eines deskriptiven Berichts über die neuen Verhältnisse bricht in den Formulierungen die Unklarheit der Mutter durch – sie verkennt die Wirkmächtigkeit ihrer Involviertheit in dem Vorhaben, die Ereignisse ungebrochen vorzutragen.

In dieser Sequenz wird die Schwierigkeit der die Beziehungskonstellationen korrekt zum Ausdruck bringenden Benennung von Personen oder Personengruppen deutlich, die einer ‚Trennungsfamilien-Konstellation‘ angehören. In der sprachlichen Verwendung, das wird schnell deutlich, ist lediglich eine Auflösung entlang der generationalen Achse vorgesehen: Die Individuation im Rahmen der Adoleszenz, die im Auszug und der eigenen Familiengründung der Kinder münden kann (Wernet, 2003). Diese Form der Trennung ändert, trotz faktischer Auflösung des familialen Bundes, nichts an der grundsätzlichen Bezeichnung *Familie*. Eine Differenzierung wird durch den (nicht notwendigen, in Fällen der gewünschten Unterscheidung aber hilfreichen) Zusatz *Herkunfts-* und *Gründungsfamilie* gekennzeichnet. Eine intragenerationale Auflösung und damit Trennung der Gatten wirkt, zumindest für den Fall, dass die getrennten Gatten neue Partnerschaft eingehen, aus denen wiederum Kinder hervorgehen, indes Fragen auf: Wie soll die erste Gründungsfamilie in Abgrenzung oder Gegenüberstellung zu der zweiten benannt werden? Wie bezeichnen sich die Eltern nach einer Trennung? Sind sie weiter Teil einer gemeinsamen Familie? Oder ist der Familienstatus an die aktuell gelebte Familienkonstellation gebunden? Wie wird über weitere Kinder des Ex-Partners/der Ex-Partnerin gesprochen? Diesen und weiteren möglichen Fragen zu der ‚Benennungsproblematik‘ soll in dieser Arbeit nicht nachgegangen werden, eine Forschungsarbeit zu diesem Thema erscheint zur Schärfung des Familienverständnisses indes lohnend und ist mit Rückblick auf die Diskussion zur Gültigkeitskrise der familialen Triade und der Konstatierung einer Pluralisierung der Lebensformen wünschenswert.

***Mutter: und is denn vor drei Jahren ist er nach Panama gegangen (1) mit Familie (.)***

Mit der Fortführung *und is denn vor drei Jahren ist er nach Panama gegangen* wird eine Geschichte von einem allein reisenden Mann erzählt. Dabei wäre die Aussage wohlgeformter, würde der zeitliche Bezug zuerst genannt (*vor drei Jahren ist er dann*). Die Korrektur-

bewegung (erneutes Ansetzen mit: *ist er nach*) könnte als Tilgung einer womöglich ein explizites Verlassenwerdens-Gefühl vermittelnden Aussage (à la *is denn vor drei Jahren abgehauen/ausgewandert/weggegangen*) betrachtet werden. Der Eindruck, die Mutter sei zurückgelassen worden, wird durch die Wortwahl *nach Panama gegangen* unterstützt, die einen assoziativen Bezug zu *weggehen* fördert, das wird an folgenden Beispielen deutlich:

- (1) Franzi trifft morgens Katharine in der WG und erkundigt sich, ob Max noch gar nicht aufgestanden sei. Katharine ordnet ein: *Doch doch, der ist nur schon mal schnell zum Bäcker gegangen.*
- (2) Sebastian kommt von einem Streit mit seiner Partnerin zurück und erzählt seinem Kumpel Moritz: *Puh, das war ein heftiger Streit. Sie ist am Ende wortlos gegangen.*
- (3) Elke erzählt ihrer Freundin Susanne über die Bildungsbiographie ihrer Tochter: *Mia ist dann nach dem Abi zum Studieren nach England gegangen.*
- (4) Katharine und Franzi sprechen über einen alten Schulfreud Ferdinand, Katharine wirft ein: *Ich glaube, der ist nach England gegangen.*

Wird auf eine Begrenzung des ‚Gegangen-Seins‘ in zeitlicher (zum Studieren) oder inhaltlicher (zum Bäcker) Form verzichtet, so bleibt der Adressat in Ungewissheit über den Status des Weggehens. Im Fall (2) und (4) ist jeweils unklar, ob es eine Versöhnung oder Rückkehr geben wird, wie lange das ‚Fernbleiben‘ bestehen bleiben wird und vor allem bleibt fraglich, ob es ein Wiedersehen geben wird. Diese Unklarheit wird auch in der fokalen Äußerung wahrnehmbar, insbesondere im Kontrast zu den wohlgeformter scheinenden (und hinsichtlich etwaiger Rückkehrpläne, beziehungsweise hier deren Unterlassung, präziseren) Äußerungen *nach Panama ausgewandert, emigriert, gezogen* ersichtlich (die assoziative Nähe zu abwendenden Motiven besteht hier nicht).

Durch den Nachschub *mit Familie* intendiert die Mutter höchstwahrscheinlich auszudrücken, dass der Ex-Partner mit seiner neuen Familie, also mitsamt seiner Partnerin und den zwei Kindern, nach Panama<sup>44</sup> ausgewandert ist. Tatsächlich realisiert sie hier aber die Aussage, er sei mit seiner Ursprungsfamilie ausgewandert, also etwaigen Geschwistern, seinen Eltern und weiteren Verwandten. In der Verwendung des Zusatzes *mit Familie* wird eher auf einen größeren Familienzusammenhang, also eher eine Verwandtschaftsgemeinschaft verwiesen (*Ich feiere mit Familie* meint nicht *ich feiere mit meinen Kindern*,

---

<sup>44</sup> Panama scheint zudem insofern ein geeigneter Kandidat für Neidgefühle und Konkurrenz zu sein, als Panama, das Land der Palmen und weißen Sandstrände, im Kontrast zum (zumindest im Vergleich eher) kaltgrauen Berlin sehr gut abschneidet. Der Ex-Partner hat also nicht nur eine neue/weitere Familie gegründet, sondern lebt nun auch in dem Land, in dem andere Urlaub machen – sei es real so oder nicht, die Phantasie lässt keinen Zweifel an seinem Glück.

sondern *ich feiere mit meinen Eltern, Tanten, und Geschwistern*). Die Formulierung *mit Familie* ist indes eher umgangssprachlich und unter der Rubrik ‚Jugendslang‘ denkbar, wohlgeformt müsste die Äußerung ein Personalpronomen enthalten: die Auslassung des Personalpronomens (*seiner*) verweist darauf, dass die Mutter die Beziehung zwischen ihrem Ex-Partner und seiner neuen Partnerin verleugnet, diese sprachliche Negierung oder etwas schwächer Nicht-Thematisierung trat bereits in der vorangegangenen Sequenz auf.<sup>45</sup>

***Mutter: als Klara 1 Jahr und 8 Monate war ham wa uns dann getrennt. (2)***

Mit der Orientierung an Klaras Alter wird Klara erneut, wie bereits in der Äußerung *Klaras Vater*, in den Mittelpunkt gestellt. Die Mutter zählt also nicht die Beziehungsjahre, sondern macht das Ereignis am Alter ihres Kindes fest – ihre Fokussierung ist auf Klara gerichtet. Die genaue Bezifferung auf *1 Jahr und 8 Monaten* zeugt von der Bedeutung des Ereignisses. Es mutet fast etwas kleinlich an, nicht einfach auf die gängige Rundung *anderthalb Jahre* zurückzugreifen.

Mit der Weiterführung *ham wa uns dann getrennt* intendiert die Mutter eine Trennung vom Kindsvater auszudrücken: Tatsächlich bringt die Mutter sprechaktlogisch jedoch zum Ausdruck, dass sie und ihre Tochter sich getrennt haben, als die Tochter 1 Jahr und 8 Monate alt war. Dieser Schluss ist zulässig, da die Mutter zuvor nicht von der Partnerschaft zwischen ihr und ihrem Ex-Partner berichtet, sich das *wir* damit nicht auf die Elternschaft oder Partnerschaft bezieht. Das genutzte ‚wir‘ (*wa*) kann sich damit nur noch auf den vorherigen Teilsatz (*als Klara 1 Jahr und 8 Monate alt war*) und damit auf die Mutter und Klara beziehen. Damit wird Klara die Autonomie zugeschrieben, bereits im Kleinkindalter eine Trennung von der Mutter vorzunehmen. Die Mutter konstituiert das Familienverhältnis mit diesem Sprechakt zunächst erneut über Klara, löst es im weiteren Verlauf aber direkt wieder auf. Dem Sprechakt folgend wird hier von der Mutter erneut die für die Beziehungsdyade charakteristische Aufhebung der Generationendifferenz vollzogen. Betrachtet man die kontextlose Form der Formulierung *als X haben wir uns dann Y* wird deutlich, dass Y bereits zuvor virulent war, X nun aber den entscheidenden Anstoß dazu gegeben hat, Y zu realisieren (*als es anfing zu gewittern, haben wir uns dann (endgültig) entschlossen, dass Ferienlager abubrechen*). Die Trennung der Eltern stand sprechaktlogisch also bereits zuvor im Raum. Das Alter oder der Zeitpunkt, zu dem Klara 1 Jahr und 8 Monate alt war, wird zum

---

<sup>45</sup> Eine Steigerung würde diese Negierung, die dann in Abwertung aufgehen würde, durch den Zusatz *mit denen* erfahren.

Auslöser für den Trennungsvollzug. Diese latente Verknüpfung der Trennung mit dem Entwicklungsstand von Klara birgt die Gefahr, etwaige Schuldgefühle der Tochter zu nähren. In dem Gedankenbeispiel des Gewitters soll noch ein weiterer Aspekt beachtet werden: Eine solche Erzählung ist darauf angewiesen, dass die Überlegung des Abbrechens bereits vorher virulent war und vor allem einen Anlass hatte: In diesem Beispiel ein von vornherein grauer Himmel, der Anlass zur Sorge bot. Vor dem Hintergrund des Kontextes bedeutet diese Einsicht, dass mit der Geburt von Klara die Trennung der Eltern im Raum stand und vollzogen wurde, als Klara 1 Jahr und 8 Monate alt war.

Betrachtet man den vorausgegangenen Sprechakt so erscheint die hier analysierte Sequenz wenig anschlussfähig. Der fokalen Äußerung müsste eine Erzählung über die Partnerschaft der Eltern von Klara vorausgehen, damit sich der Bericht der Trennung wohlgeformt anschließt. Tatsächlich berichtet die Mutter aber über die Emigration des Vaters gemeinsam mit seiner neuen Partnerin und ihren Kindern. Diese inkohärente Erzählung kann als Ausdruck der noch nicht ausreichend verarbeiteten Trennung und der (inneren) Unklarheit über die familiäre Konstellation gedeutet werden. Manifest versucht die Mutter in dem Sprechakt eine chronologische Geschichte der Beziehung, die in der Trennung von dem Vater ihres Kindes mündete, zu realisieren. Latent tritt aber erneut die Diffusität ihrer Erzählung in den Vordergrund. Die Analyse veranlasst, die bereits in der Zusammenfassung der Ergebnisse in Abschnitt 4.1.1 dargelegte Fallstrukturhypothese, dass die Mutter Anzeichen von Instabilität aufweist und ihr ein stabilisierendes und strukturierendes Gegenüber Entlastung verschaffen könnte, auch in dieser Sequenz bestätigt zu sehen.

***Klara: Aber mein Vater war auch erst 19;***

Folgende Gedankenexperimente sollen bei der Erschließung der Strukturgesetzmäßigkeit des Sprechaktes behilflich sein:

- (1) Ein Ehepaar spricht retrospektiv über den ersten gemeinsamen Umzug und die Schwierigkeiten, die ihre jüngste Tochter ihnen in dieser Zeit bereitet hat. Die Mutter verteidigt das Gebaren der Tochter: *Aber Franzi war auch erst 5, als wir umgezogen sind.*
- (2) In einem biographischen Gespräch über die Trennung der eigenen Eltern, klagt Katharine: *Ich konnte damals gar nicht so gut verstehen was passiert und nicht für meine Eltern da sein.* Ihre langjährige Freundin Freyja entgegnet sofort: *Aber Du warst doch auch erst 5.*



Beide Gedankenexperimente entlasten entweder die nicht anwesende Dritte (1) oder die sich selbst anklagende Person (2), indem diese aufgrund ihres Alters und damit aufgrund ihres selbst nicht beeinflussbaren emotional-kognitiven Entwicklungsstandes von der nicht realisierten Umsetzung objektiv angemessenerer Verhaltensweisen freigesprochen werden – der Sprechakt erfolgt im Modus der Entlastung.<sup>46</sup> So die Person sich nicht selbst beschuldigt (2), unterstellt die entlastende Person der Freigesprochenen, dass diese nicht zu einer selbstlegitimierten Schuldabnahme in der Lage sei oder dass diese zumindest nicht ausreichend wäre, es also einer zusätzlichen Legitimation durch Außenstehende Bedarf. Für die, die Legitimierungshoheit in Anspruch nehmende Person, ist zwingend vorausgesetzt, dass die angeführte Entwicklungsstufe bereits durchlebt wurde und rückblickend auf diese Bezug genommen werden kann. Durch den Sprechakt vollzieht Klara nun also selbst die vorher bereits von der Mutter sprachlich ausgedrückte Aufhebung der Generationendifferenz: Sie entschuldigt und legitimiert das Verhalten des Vaters.

Durch die Formulierung *mein Vater* wird deutlich, dass die Regisseurin oder das Filmteam und nicht etwa die Mutter adressiert wird; zur Kontrastierung soll hier ein beispielhafter, an die Mutter gerichteter Sprechakt aufgeführt werden: *ja, aber er war ja auch erst 19.*

Mit der das Verhalten des Vaters legitimierenden Entlastung drückt Klara implizit auch aus, dass sie ihren Vater überfordert hat und mehr noch: dass es nachvollziehbar und berechtigt ist, dass ihr Vater durch sie überfordert war. Sie nimmt in Anspruch, dass ihre Geburt ihren Vater verständlicherweise überfordert hat, in einem Alter, dass sie noch nicht einmal selbst erlebt hat. Die zugrundeliegende Haltung wird mit folgender, erschütternder Aussage auf den Punkt gebracht: *meine Existenz war gerechtfertigter Weise eine Überforderung!* Mit dem Kontextwissen, dass der Vater die Mutter durch die neue Situation (die gemeinsame Tochter) und die damit einhergehende Verantwortung verlassen hat, nimmt Klara auch einen gewissen Teil der Schuld für die Trennung der Eltern auf sich – sie war eine Überforderung, weshalb der Vater gegangen ist.

Neben dem Entlastungsmoment wird auch ein Vergebensmoment virulent, was in folgendem Gedankenexperiment veranschaulicht wird:

- (3) Nele erzählt ihrer Freundin Franziska, die überrascht über die Herkunft der Narbe auf ihrer Hand ist: *Aber meine Schwester war auch erst 2 Jahre alt, als sie mir die Narbe zugefügt hat.*

---

<sup>46</sup> In der Geschichte (2) wird das Entlastungsmoment noch durch das zusätzlich *doch* verstärkt und kommt damit der Äußerung etwaiger Zweifel oder Gegenreden zuvor.

Klara vergibt ihrem Vater die Abwesenheit und rekuriert darauf, dass es ihm nicht zur Verfügung stand – sie imaginiert eine Zukunft, in der man mit 19 noch nicht in der Lage ist, für ein Kind Verantwortung zu übernehmen. Diese Figur kann als ‚klassischer‘ Heilungsversuch des Verlassenwerdens durch ein Elternteil angesehen werden: Die quälende Frage *warum hat mein Vater die Anstrengung mir zuliebe nicht auf sich genommen?* wird im Sinne der Rationalisierung<sup>47</sup> auf eine vermeintliche, unverschuldete Unfähigkeit des Vaters – damit einhergehend notgedrungen auch über eine Schwächung desselben – geheilt. Klara überspringt mit der legitimisierenden Rationalisierung das der Adoleszenz angemessene Aufbegehren gegenüber den Eltern (z.B. Benjamin, 1992; A. Freud, 1936). Ein der Ablösung dienlicher, alternativer Weg würde zunächst in die adoleszente Wut und erst nach Durchleben dieser zu einer versöhnlichen Haltung führen. Klara überspringt den adoleszenten Raum, der (noch) durch den Vater besetzt ist (King, 2002). Klara ist also nicht nur mit einer Mutter konfrontiert, die ihr den adoleszenten Raum streitig macht, sondern zusätzlich auch mit einem Vater, der es der Mutter gleichtut.

Um die Dynamik zwischen Tochter, Mutter und dem abwesenden Vater besser zu verstehen, dient folgender Exkurs: Ausgangspunkt der Überlegungen bildet eine familiäre Triade die durch die Trennung der Eltern auf eine Mutter-Tochter-Dyade reduziert wurde, analog zur Situation von Klara und ihrer Mutter. Dabei steht von Seiten der Mutter im konkreten Fall der Vorwurf im Raum, der Vater habe sich nicht verantwortlich gezeigt. Von dem spezifischen Fall unabhängig können wir vom allgemeineren Vorwurf der ungenügenden Elternschaft sprechen. Die Auswirkungen dieses (manifest oder latent) ausgedrückten Vorwurfs sollen in Abhängigkeit von der Adressierung betrachtet werden, Abbildung 4 illustriert dies:

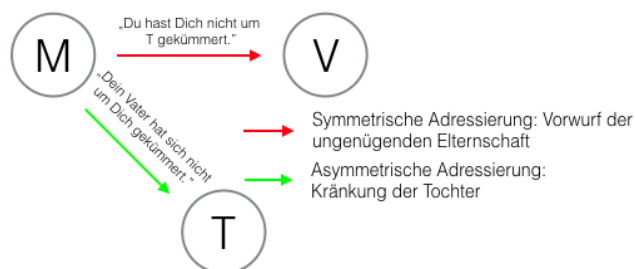


Abb. 4: Adressierungslogiken des Vorwurfs der ungenügenden Elternschaft

Wenn Klaras Eltern auf der Ebene von Mutter und Vater um die Verantwortung streiten und sich gegenseitig vorwerfen, sich nicht ausreichend gekümmert zu haben, dann streiten sie

<sup>47</sup> Rationalisierung ist im Sinne Anna Freuds als Abwehrmechanismus zu verstehen (A. Freud, 1936).

um die Güte der Elternschaft (*Du hast Dich nicht in Deiner ‚Rolle‘ als Vater gekümmert*). In der Adressierung von Klara (*Dein Vater hat sich nicht um Dich gekümmert*) wird der elterliche Konflikt gegenüber dem Kind ausgetragen, damit einher geht notwendigerweise eine Kränkung durch die latente Botschaft, *Du warst/bist es Deinem Vater nicht wert*, die eine besonders schwere und frühe Form der narzisstischen Kränkung darstellt.

Die Bearbeitung dieser Kränkung kann auf verschiedene Weisen erfolgen: In der Allianzbildung mit der Mutter oder in Form einer (für den Fall des real abwesenden Vaters, wie in Klaras Fall, vermeintlichen) Allianz im Sinne der Loyalität mit dem Vater – beide Formen sind in einem generativen Verhältnis und damit aus einem Abhängigkeitsverhältnis heraus unmöglich.

Eine Allianz mit der (den Vater latent oder manifest anfeindenden und beschuldigen- den) Mutter würde zur Abwendung vom Vater führen, was zwar zunächst einem etwaigen Zusammenleben mit der Mutter zuträglich wäre, in der adoleszenten Ablösungsbewegung aber zusätzliches krisenhaftes Potential durch verstärkte symbiotische Bindung und entsprechend erschwerte Loslösung bürge.

Die Allianz und Loyalitätsbekundung gegenüber dem Vater, von dem die Kränkung, nicht gewollt zu sein, ausgeht, ist im Falle Klaras eine einseitige Allianz und soll deshalb als *vermeintliche Allianz* bezeichnet werden. In dieser Beziehungskonstellation ist die Opposition zu der den Vater abwertenden und anschuldigenden Mutter bereits inbegriffen. Ist diese nun nicht in der Lage die Loyalitätsbekundungen der Tochter gegenüber dem Vater als Abwehr der ihr durch den Vater angetanen Kränkung zu lesen, das Verhalten stattdessen persönlich nimmt, so ist die Mutter-Tochter-Dyade schwer belastet. Bei einer Adoleszenten, die bei ihrer (nicht ausreichend differenzierten und noch nicht generativen) Mutter lebt, ist die *vermeintliche Allianz* mit dem Vater eine alltagserschwerende Abwehrform der Kränkung durch den Vater und kann die Gefahr einer Isolation beinhalten. In der Interaktion zwischen Klara und ihrer Mutter zeigen diese Überlegungen ihren manifestierten Ausdruck: Die Ablösung zwischen Klara und ihrer Mutter entwickelt sich entlang der Abwesenheit des Vaters.

Aus psychoanalytischer Perspektive soll ergänzt werden, dass die vermeintliche Allianz Klaras mit ihrem Vater zugleich mit seiner Schwächung einhergeht: Dem Vater wird mit dem Ziel, sein Verhalten (die Abwendung von Klara) erklären zu können, eine (vermeintlich altersgemäße) Unfähigkeit zur Vaterschaft attestiert. Es scheint, als sei es leichter zu ertragen, einen (zumindest zu dem Zeitpunkt) unfähigen Vater zu haben, als die Kränkung auszuhalten, dass er sich trotz der Möglichkeit zur Verantwortungsübernahme bewusst

dagegen entschieden hat – die Inschutznahme des Vaters um dessen Willen entpuppt sich latent als eine Abwehr der Kränkung und damit Schutz des eigenen Selbstwerts.

***Mutter: Plötzlich mit Kind ist Verantwortung da gewesen***

Folgende Szenarien scheinen für Sprechakte, die mit dem Wort *plötzlich* beginnen, wohlgeformt:

- (1) Marie erzählt von ihrem letzten Urlaub, in dem sie sich bei einem Einsturz einer Hängebrücke ihr Knie verletzte: *Plötzlich riss das Seil, sodass ich anderthalb Meter in die Tiefe fiel.*
- (2) In einem Zeitungsbericht können wir lesen: *Plötzlich verschwand das Flugzeug vom Radar.*
- (3) In der Erzählung von ihrer Reise nach Rom berichtet Franziska, dass sie am Fuße der Spanischen Treppen stehend auf einmal ihren Schulfreund Peter erblickte: *Plötzlich stand Peter vor mir, mitten auf der Straße.*

In den ersten beiden entworfenen Gedankenexperimenten wird deutlich, dass es sich um akut krisenhafte, katastrophenanaloge Ereignisse handelt. Allen drei Erzählungen ist gemeinsam, dass sie gegen alle sonst für gültig angenommenen Gesetzmäßigkeiten eingetreten, damit unerwartbar sind und fast schon ein schicksalhaftes Moment beinhalten.

Diese Strukturmerkmale gelten nun aber für den im Film realisierten Sprechakt nicht – damit negiert dieser die einer Existenz eines Kindes vorausgehende Schwangerschaft und Geburt. Diese können zwar als singuläre Ereignisse plötzlich ein- oder auftreten, die Existenz des Kindes selbst kann sich aber kaum plötzlich manifestieren.<sup>48</sup> In Rekurs auf das bereits dargelegte Konzept des „phantasmatischen Kindes“ (Buchholz, 1993, S. 119; King, 2018, S. 90) verwundert die Formulierung umso mehr. Mit dem Konzept werden die bereits pränatal aufkommenden Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen und Ängste der werdenden Eltern beschrieben, die bereits vorgeburtlich für Triangulierungsprozesse sorgen. Während als ein Extrempol dieses Konzepts jene Eltern, die beispielsweise die bildungsbiographische Karriere ihres Kindes bereits vorgeburtlich bis zum Abitur phantasiert haben, betrachtet werden können (mit der Gefahr des ‚enttäuschenden Kindes‘) muss die Haltung von Klaras Mutter am entgegengesetzten Pol verortet werden: Sie scheint vorgeburtlich keine Vorstel-

---

<sup>48</sup> Ein solcher Sprechakt wäre in der Situation eines der Verdrängung zugeneigten und der Überforderung nahen Vaters wohlgeformt äußerbar, was dann aber wiederum Anlass zur Annahme eines Geburtstraumas wäre.

lungen, Wünsche oder Phantasien über ihr Kind entwickelt zu haben. Vor diesem Hintergrund lassen sich die mit der ‚plötzlichen Existenz‘ des Kindes einhergehenden Gefühle der Überraschung und Überforderung verstehen.

Wir können so weit gehen zu postulieren, dass plötzlich-Formulierungen sich für ein Verantwortung für das eigene Handeln übernehmendes Subjekt hinsichtlich des eigenen Verhaltens verbietet – im Gegensatz zum Auftreten von Affekten, die sehr wohl plötzlich und unerwartet – übermannend – sein können. Insofern ist der Sprechakt kein handlungsmächtiger und damit Zeuge des Fehlens einer selbstbestimmten Entscheidung. Auch ist die Formulierung in sich verkürzt, denn tatsächlich war nicht ‚die Verantwortung‘ plötzlich da, sondern die ‚Notwendigkeit zur Verantwortungsübernahme‘. Daraus folgt auch eine fehlende Positionierung zur Verantwortung; es bleibt unklar, ob diese abgewehrt oder angenommen oder in welcher Form sie sonst bearbeitet wurde. Dies impliziert ein funktionales Verständnis von Verantwortung als lediglich an- oder abwesend, verkennt aber die Bearbeitungsbedürftigkeit einer Verantwortungssituation. Insbesondere in der Verwendung mit dem Ausruf *plötzlich* wird deutlich, dass die Verantwortung ebenso gut auch wieder ‚weg‘ sein könnte (Kind weg = Verantwortung weg), was auf ein spezifisches Beziehungsverständnis von Elternschaft hindeutet und den diffusen Aspekt der Lebenslänglichkeit missachtet (Oevermann, 2001).

Indem die Mutter die vorliegende Formulierung wählt, liegt nahe, dass sie sich auf die ihr bevorstehende Elternschaft nicht (ausreichend) vorbereitet hat, sodass die Existenz des Kindes ein durch das Wort *plötzlich* ausgedrücktes Überraschungsmoment beinhalten konnte. Dies zeigt sich auch in der Äußerung *mit Kind* – geläufig ist diese Wendung bei Anfragen, ob eine Familie *mit* oder *ohne Kinder zur Feier kommen wird*. Dies zielt auf die Frage ab, ob die Eingeladenen (in der Verantwortung) als Eltern teilnehmen werden und beispielsweise kindgerechte Vorkehrungen getroffen werden müssen, oder ob sie ‚nur‘ als (Liebes-)Paar an der Feier teilnehmen werden. Für Klaras Mutter konstituiert sich die Mutter,rolle‘ erst mit der Existenz des Kindes und nicht schon im Voraus beispielsweise während der neunmonatigen Schwangerschaft – erneut zeigt sich die mangelnde Generativität der Mutter (King, 2002, S. 51). Vor der Geburt ihres Kindes, so entwirft sie, zeichnete sich ihr Leben durch Absenz von Verantwortung aus.

Unter Berücksichtigung des vorausgegangenen Sprechaktes der Tochter ist die Entgegnung der Mutter als Übergehen des entschuldigend-legitimierenden Moments der Äußerung der Tochter zu verstehen. Klaras Mutter gelingt es nicht, diese Inschutznahme als Bewältigung der eigenen Kränkung durch das Verlassenwerden des Vaters zu lesen.

Mit der Inschutznahme des Vaters durch Klara ist die Mutter in einer Situation ohne sozial geschmeidigen Ausweg gefangen (und das aus zwei Perspektiven):

Die Aussage der Tochter gibt der Mutter zu verstehen, dass sie sich in Allianz mit ihrem Vater befindet. Wie in der Hausarbeit *Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität* herausgearbeitet, ist die Mutter auf die Bestätigung ihrer Tochter angewiesen. Die Verschwesterung Klaras mit ihrem Vater muss daher für sie in zweifacher Hinsicht bedrohlich sein: Zum einen fehlt ihr das benötigte, sie bestätigende Beziehungsgegenüber; zum anderen verbündet sich das erhoffte Bindungsobjekt nun mit der Person, von der sie bereits verlassen wurde, von der also eine massive Kränkung und Teil der Ursache der derzeitigen Instabilität ausgeht. Es wird deutlich, dass die Mutter von Klara nicht nur in der ‚Rolle‘ der Mutter instabil ist, die Destabilisierung besteht auch in der ‚Rolle‘ als Frau und damit Beziehungspartnerin.

Aus einer interaktionellen Perspektive ist die Mutter vor das folgende Problem gestellt: Eine Zurückweisung der entschuldigend-legitimierenden Erklärung der Tochter würde notwendigerweise mit einer massiven Verstärkung der Kränkung für ihre Tochter einhergehen (*Dein Vater wäre schon alt genug gewesen; also mit 19 kann man schon ein Kind großziehen*). Demgegenüber ist eine Zustimmung zur Deutung der Tochter und damit eine Legitimation des väterlichen Verhaltens mit einer Aufgabe des Vorwurfs an den ‚unzureichenden‘ Vater verbunden – dieser Ausweg steht der Mutter nicht zur Verfügung. Neben der Aufgabe der Anklage gegenüber dem Vater kann die Mutter diesem Punkt aber auch schlicht inhaltlich nicht zustimmen: Schließlich war sie vermutlich in einem ähnlichen Alter. In dieser Patt-Situation befindlich entscheidet sich die Mutter für den Ausweg des manifesten Überhörens der Inschutznahme.

In der Erzählung eines plötzlichen, schicksalhaften Eintretens der Elternschaft gibt die Mutter auch preis, dass dieses Überraschungsmoment bis heute – und damit seit circa 16 Jahren – anhält. In ihrer Rede ist keine Bearbeitung der damaligen Überforderung erkennbar, eine Transformation der Überforderung hin zur verantwortungsvollen Annahme blieb bisher aus. Während Klara mit dem vorausgegangenen Sprechakt markiert, dass ihr Vater unschuldig ist, versucht die Mutter hier klarzustellen, dass beide Elternteile unschuldig sind, die Situation völlig unerwartet über sie hineinbrach und damit Vorbereitungen und Vorkehrungen unmöglich waren.

Ebenso aufschlussreich sind Überlegungen zur Nutzung des Wortes *Verantwortung*: Die Mutter stellt die Gleichung auf, dass ein Kind mit Verantwortung gleichzusetzen ist.

Damit wird die Elternschaft auf den Verantwortungs-Aspekt und damit auf die (notwendig zu erbringende) Anstrengungsleistung reduziert. Sprechaktlogisch wird dies durch die Verwendung von *plötzlich* in Kombination mit *Verantwortung* verstärkt – die Notwendigkeit der Verantwortungsübernahme erhält so eine negative Konnotation.

**Mutter: und ich glaub daran ist dann die ganze Beziehung auch gescheitert (.)**

Folgendes Gedankenexperiment rahmt eine Äußerung der obigen Form:

(1) In Revue des letzten Jahres auf dem Hof und der vielen Projektanträge resümiert Franziska: *Ich fand die Idee spitze, auf dem Hof auch noch eine Schule zu gründen. Vielleicht war Klaus als Architekt aber nicht die richtige Besetzung. Der hatte zwar direkt einen guten Draht zum Vorstand, hat aber schon recht früh mit einzelnen Mitarbeitern Differenzen gehabt – immer diese endlosen Schlichtungsgespräche. Davon waren wir dann ja irgendwann alle genervt. Und ich glaub daran ist dann die ganze Sache auch gescheitert.*

Die Formulierung *ich glaube* markiert einen mit Zweifeln belegten Erklärungssprechakt; die Mutter ist sich dieser Behauptung nicht sicher, es mutet an, als würde sie die Begründung zunächst probenhalber aussprechen, um sich dem etwaigen Überzeugungspotential im Vollzug des Sprechens noch einmal selbst gewahr zu werden. Der Sprechakt lässt die, insbesondere für die Analyse von Trennungen im Allgemeinen und von einem solch bedeutenden Gegenüber wie dem Vater des eigenen Kindes im Besonderen, erwartbaren biographisch wohlgeformten Begründungs- und Legitimationsfiguren vermissen. In Abgrenzung zur ‚lediglich‘ in ihrer Wortabfolge differenten stehenden Formulierung (*und daran ist dann die ganze Sache, glaube ich, auch gescheitert*) wird deutlich, dass im letzteren Fall eine ‚naheliegende‘ und logisch erscheinende Hypothese noch einmal durch den Verweis auf die Autorenschaft des Gedankens relativiert wird. Beginnt ein Sprechakt hingegen mit den Worten *ich glaube* wird eher auf eine Erklärung suchendes Hypothesentesten verwiesen und nicht auf eine in Analysen des Geschehenen gründenden, an das vorher Gesagte anschließenden Deutung. Unter Einbezug des vorher Geäußerten wird deutlich, dass die Mutter überzeugt ist, die Beziehung sei an der bloßen Anwesenheit von Verantwortung gescheitert.

Indem die Mutter nicht nur von *der Beziehung*, sondern von *der ganzen Beziehung* spricht drückt sie das Scheitern auf beiden Ebenen – der Paar- und der Elternbeziehung – aus. Damit einher geht, dass es bereits vorher ein Scheitern gab, dass sich aber nur auf eine der beiden Ebenen bezog. Zuvor scheiterte also bereits ein Teil der Beziehung, nun ist das

ganze Projekt Beziehung ‚an die Wand gefahren‘. Auch hier, das wird an der letztgewählten Formulierung ‚an die Wand fahren‘ deutlich, wiederholt sich die bereits bekannte Figur des ‚subjektlosen‘ handlungsabstinenten Geschehens:<sup>49</sup> Es war schlicht nicht möglich das drohende Ende handelnd abzuwenden. Die Erzählung ist die eines Auslaufmodells.

Durch die Nutzung des Wortes *scheitern* drückt die Mutter ihre Resignation aus. Irreführenderweise rekurriert sie damit auf einen lange andauernden, Kräfte zehrenden Prozess der Anstrengungsleistung – am Ende habe alles Mühen nichts gebracht: Das Projekt ist gescheitert. Scheitern beinhaltet auch ein Misslingen auf allen Ebenen, was bereits durch die Ergänzung *ganze Beziehung* deutlich wurde – eine die tiefe Resignation untermauernde Äußerung.

Unter Berücksichtigung der vorausgegangenen Sequenzen können folgende manifeste Gehalte in Zusammenhang gebracht werden: Mit der Geburt von Klara stand das Thema Verantwortung im Raum. Kasper hat die Verantwortung nicht übernommen, sondern sein altes Leben weiterlebt. Die Beziehung ist mit dem Auftreten der Verantwortung und damit der Geburt von Klara gescheitert: Klaras Geburt beziehungsweise ihre Existenz ist Auslöser oder sogar Grund für die Trennung der Eltern. Die aus der Analyse des latenten Bedeutungsgehaltes der ersten Interaktionssequenz gewonnene Hypothese, die Regeln *kein Heroin und nicht schwanger* werden würden nicht nur für Klara, sondern ebenso für die Mutter gelten und zudem darauf hindeuten, dass es einen Anteil des Bereuens der Schwangerschaft<sup>50</sup> oder zumindest die Haltung, dass eine Schwangerschaft zu vermeiden sei, in ihr gebe, bestätigt sich. Mit der Analyse dieser Sequenz kann diese Hypothese erhärtet werden – hier wird ein Grund für die Vermeidung der Schwangerschaft offenbar: Die Geburt eines Kindes kann zur Überforderung des Partners/der Partnerin führen und birgt die Gefahr, Anlass für eine Trennung zu sein.

***Mutter: Ich hab die ganze Sache sehr ernst genommen mit Klara***

In folgenden Gedankenspielen werden zentrale Aspekte der Sprechaktstruktur deutlich:

- (1) Marie wird von Katharine mahnend auf den noch immer schwelenden WG-Konflikt hingewiesen und daran erinnert, dass sie im Anschluss an das letzte WG-Plenum doch noch einmal mit dem Veto einlegenden Mitbewohner Klaus sprechen wollte:

---

<sup>49</sup> Zur Erinnerung: Vormalig insbesondere an der Verwendung des Wortes plötzlich entwickelt.

<sup>50</sup> Das Phänomen des ‚Bereuens der Schwangerschaft‘ wurde von Orna Donath unter dem Begriff „Regretting Motherhood“ (Donath, 2017) geprägt.



*Oh puh, okay. Dann kümmer ich mich da nochmal drum. Ich habe die ganze Sache dann einfach für geklärt gehalten.*

- (2) Bei der Schuldnerberatung stößt der Ratsuchende Revue passieren lassend aus: *Da kamen so viele Rückforderungen von verschiedenen Gläubigern und Ämtern und anderen Stellen – ich habe die ganze Sache einfach irgendwann nicht mehr überblickt.*
- (3) Nach einer konflikthaften Trennung von ihrem Ehemann äußert Franziska ihren Unmut: *Ich habe die ganze Sache mit Markus echt so satt. Zum Glück sehe ich ihn erst wieder vor Gericht.*

Allen drei Situationen ist gemeinsam, dass ‚die Sache‘ mit aversiven Gefühlen besetzt ist. Dies wird nicht nur aus dem Kontext ersichtlich, sondern auch durch die unbestimmte Bezeichnung, die Objektivierung und Entspezifizierung des Sachverhalts. Durch den bestimmten Artikel *die Sache* wird das ‚Band der Eingeweichten‘ zwischen Zuhörendem und Sprechendem sichtbar: Weitere ungebetene Zuhörer\_innen könnten bis auf die Information, dass es sich um etwas Pikantes handelt, keine weiteren Schlüsse aus dieser Formulierung ziehen. Die Eingeweichten begegnen sich in einer vermeintlichen Perspektivenhomologie – schließlich wissen beide worum es geht, haben sich bereits darüber ausgetauscht und teilen vermutlich sogar den gleichen Standpunkt zur Sache, so suggeriert die sprechende Person. Allen Geschichten ist zudem gemein, dass die ‚die Sache‘ bedingenden Umstände seit längerem bestehen und bereits viel Anstrengung aufgewandt wurde. Dies steht im Kontrast zum manifesten Gesuch, ‚der Sache‘ durch die im Sprechakt enthaltene Abwertung Bedeutungslosigkeit beizumessen. Latent zeigt sich durch diese Formulierung erst, was für eine enorme Bedeutsamkeit die ‚der Sache‘ zugrundeliegende Thematik hat.

Die Formulierung lässt aber auch ein Ende der Situation erwarten, die Aussicht auf eine Beendigung oder eine Klärung (durch Fortschritt der Zeit oder Inanspruchnahme stellvertretender Krisenbewältigung) ist der Formulierung immanent. In den Fällen (1) und (2) handelt es sich bei ‚der Sache‘ um eine konkrete Situation oder einen Umstand, bei Geschichte (3) hingegen um ein Beziehungsgeschehen. Im Kontrast zum im Film realisierten Sprechakt wird deutlich, dass die Spezifizierung, die angibt mit welcher Person die Beziehungsverstrickung besteht, direkt nach der Sache genannt wird (sollte diese nicht ohnehin schon durch die vorangegangene Rede benannt sein). Eben dies verändert die Bedeutung des Sprechaktes der Mutter: Sie schiebt den Zusatz *mit Klara* ans Ende des Satzteils, damit bezieht sich der Anfang ihrer Rede auf die Beziehung mit Kasper – sie hat ‚die Sache‘ mit Kasper und damit die gemeinsame Beziehung sehr ernst genommen. Erst im

Vollzug des Sprechaktes gelingt ihr die Abkehr von der sich latent offenbarenden starken Positionierung zu ihrem Ex-Partner indem sie den Sprechakt durch Bezugnahme auf Klara ergänzt; damit inszeniert sie ein Bild von der sorgenden, verantwortungsbewussten Mutter. Aus dem starken (verstärkt durch die Steigerungsform *sehr ernst*) latenten Bekenntnis zur Wichtigkeit der partnerschaftlichen Dyade wird auch das Enttäuschungspotential offenbar – Kasper hat die Beziehung zu ihr nicht ernst genug genommen.

Diese Inszenierung steht im Konflikt zum negativ konnotierten Label als ‚die Sache‘, die, wie bereits ausgeführt, auf aversive Gefühle hinweist. ‚Die Sache‘ ist durch eine unüberschaubare Gemengelage von Umständen gezeichnet, durch eine Anstrengungsnotwendigkeit und die Unfähigkeit oder Unlust des Sprechenden ‚die Sache‘ mit einem analytischen Blick zu strukturieren und zu reflektieren. Die Elternschaft wird von Klaras Mutter mit dem Sprechakt als eine nicht zu überblickende, nervenaufreibende, anstrengende Situation entworfen, die ein zu erwartendes Ende beinhaltet. Erneut verkennt die Mutter die auf Lebenszeit bestehende Mutter-Tochter-Beziehung.

***Mutter: und Kasper ist halt hat immer noch sein altes Leben weitergelebt (.)***

Der Einleitung *und Kasper* würde sich das zuvor Gesagte einbeziehend die Beschreibung eines im Kontrast zu ihrem stehenden Verhalten logisch anschließen (*und Kasper war es nicht wichtig, und Kasper war zu unzuverlässig, und Kasper hatte keine Lust auf Verantwortung*). Der tatsächlich realisierte Sprechaktbeginn *und Kasper ist halt* ließe sich durch folgende Ergänzungen wohlgeformt weiterführen:

- (1) Kasper ist halt immer noch der Gleiche.
- (2) Kasper ist halt abgehauen.
- (3) Kasper ist halt nicht damit klargekommen.

Diese explizite Anklage wird abgebrochen und durch die weniger kritische Aussage, Kasper habe sein altes Leben weitergelebt, geglättet. Freilich ist auch diese Äußerung eine schuldzuweisende, jedoch sehr viel latenter und das Gegenüber vor der Bearbeitungs- oder Positionierungsanforderung schonend – Kasper hat an seinem Leben ‚lediglich‘ nichts geändert. Aus der Perspektive der Mutter hat Kasper sein Leben mit und ohne Kind in gleicher Weise fortgeführt und, die vorherigen Sprechakte einbeziehend, ein Leben ohne Verantwortung‘ gelebt, obwohl die Übernahme angezeigt wäre. Indem sie formuliert, dass ihr Ex-Partner sein altes Leben weitergelebt habe, drückt die Mutter auch aus, dass sie – im Gegensatz dazu – ein neues Leben begonnen hätte. Damit entwirft sie ein Bild von Elternschaft, dass es nötig

macht, sein altes Leben aufzugeben und ein neues Leben, nun eben mit Kind und Verantwortung, zu beginnen. Dies steht im Kontrast zu den Ergebnissen der Analyse im Rahmen der Hausarbeit *Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität*: Klaras Mutter ist die Entwicklung einer reifen generativen Haltung bis dato nicht gelungen, das Ausmaß ihres weiterhin adoleszenzanalogen Lebensstil wurde an der – wohlgemerkt für beide geltenden – Formulierung *es gibt n paar Spielregeln einfach einzuhalten. Und eins, zwei Sachen: kein Heroin und nicht schwanger werden. Die beiden festen Grundsätze ham wir* deutlich.

Durch den Zusatz *immer noch* markiert die Mutter die Säumigkeit des Lebensstilwechsels von Kasper, dieser hätte schon längst angestanden und lässt immer noch auf sich warten. Die schicksalhafte Veränderung des Lebens hat nur die Mutter betroffen, das Leben des Vaters blieb von diesem Ereignis unbeeindruckt.<sup>51</sup> Die notwendig zu erbringende familiäre Herstellungsleistung (Jurczyk, 2018) ist Kasper und der Mutter von Klara nicht geglückt, die Familie hat sich frühzeitig ‚aufgelöst‘ – allerdings nicht im vorgesehenen Sinne der intergenerationalen Trennung (Wernet, 2003), sondern intragenerational auf Seiten der Eltern.

***Mutter: und das ging dann halt irgendwann nich mehr.***

Hier zeigt sich eine zur Verdrängung neigende Haltung der Sprechenden, was durch Kontrastierung zu aktiv Position beziehenden Sprechakten nachvollziehbar wird (*Mir ist es wichtig, dass der Mann Verantwortung übernimmt, deshalb habe ich Kasper verlassen* oder *Deshalb haben wir uns nach knapp zwei Jahren getrennt.*) Die realisierte Äußerung ist Ausdruck der Ermüdung und der Resignation. Offen bleibt, ob die Aufgabe aus einer Eskalation stetiger Belastung, die so stark wurde, dass es das Fass zum Überlaufen gebracht hat, oder einer Ermüdung und Überforderung durch andauernde Anstrengungsleistung resultiert. Durch die Formulierung lässt die Sprechende offen, auf welche Person sich die schlussendlich nicht mehr aushaltbare Belastung bezieht (War es Kasper, für den es nicht mehr ging oder wurde es für sie nicht mehr tragbar?). Erst durch das Hinzuziehen des bereits Geäußerten<sup>52</sup> wird die Schuldzuweisung gegenüber Kasper offenbar.

Die Mutter erzählt eine Geschichte einer plötzlich und ungünstigerweise auftretenden Verantwortlichkeit für ein Kind, an der die gemeinsame Beziehung, die sie sehr ernst

---

<sup>51</sup> Ein trivialer, in seiner Bedeutung für die Lebenswirklichkeit von Männern und Frauen aber dennoch erwähnenswerter Aspekt: während eine Schwangerschaft samt Geburt für einen (im distanziertesten Fall tatsächlich lediglich auf diese Rolle begrenzten) Erzeuger sehr wohl ein einschittloses Ereignis sein kann, das den bisherigen Lebenslauf nicht irritieren, gilt dies niemals für die gebärende Frau.

<sup>52</sup> *Kasper hat sein altes Leben immer noch weitergelebt.*

genommen hat, scheiterte. Das Scheitern vollzog sich aber erst nach einer langen Phase des Aushaltens, die dann wohl oder übel abgebrochen werden musste, weil die Belastungen zu stark wurden.

**Klara: *Blond* (.) *groß* (.) *blaue Augen* @(. )@ (2)**

Die Aneinanderreihung der drei Äußerlichkeiten benennenden Adjektive folgt rhythmisch-melodisch denen der Steigerungsform (X, Xer, am Xten). Dass diese Form ästhetisch klingt und anpreisende Wirkung hat, lässt sich an der Analogie zu Werbeslogans erfahren:

- (1) quadratisch, praktisch, gut (Rittersport)
- (2) Leistungsstark, flexibel, effizient (H&B Electronic)
- (3) Mein Haus, mein Auto, mein Boot (Sparkasse)

Allen drei Werbeslogans ist jedoch gemeinsam, dass sich die Wortanzahl nicht ändert. Die Sprechende nutzt hier also das zuvor benannte Steigerungsmoment und kombiniert dieses mit dem der Anpreisung.

Nach dem Höhepunkt der mütterlichen Erzählung über das Scheitern der Partner- und Elternschaft entgegnet Klara den Vorwürfen mit der Beschreibung ihres Vaters anhand von drei äußerlichen Eigenschaften und konstruiert dabei den ‚Prototyp Mann‘ – ihr Vater als ‚Zeus des Männerolymps‘. In ihrer schwärmend-heroisierenden Beschreibung nutzt sie Merkmale, die der nationalsozialistischen Ideologie nahestehen. Die hier mobilisierte Immunisierung des Vaters gegen die Kritik der Mutter kann als zweiter Anlauf und damit als eine Steigerungsform betrachtet werden: Während Klara auf die erste latente Anschuldigung mit der Konstruktion des Vaters als unzurechnungsfähigem Kind reagiert, motiviert sie infolge der immer expliziter werdenden Schuldzuweisungen der Mutter nun in zweiter Instanz mit einer Heroisierung des Vaters. Indem Klara explizit auf Äußerlichkeiten abzielt, wird die Rede sexuell aufgeladen und damit notwendigerweise inzestuös. Womöglich ist dieser Sprechakt auch Ausdruck der Beziehungslosigkeit zwischen Klara und ihrem Vater: Während einem die Bezugnahme auf (positiv hervorzuhebende) Charaktereigenschaften nur zur Verfügung steht, wenn eine ausreichend tiefe Beziehung zu einer Person besteht oder eine solche zumindest bereits bestand, ist der Rekurs auf Äußerlichkeiten auch durch Fotos vermittelt oder im Rahmen von sporadischen Kontakten möglich.

Während die Äußerung *blond*, *groß*, *sportlich gebaut* auf die Mobilisierung ideologischer Stereotype verzichtet, ist die Triologie aus *blond*, *groß* und *blauäugig* eindeutig auf die rassistisch-ideologische, ‚arische‘ Konstruktion eines Männerbildes im Sinne nationalsozialistischen Gedankenguts abgestellt. Das Moment dieser Ästhetisierung und damit

einhergehend die Atmosphärisierung findet sich analog in der NS-Propaganda, die im Sinne einer Depolitisierung genutzt wurde, um eine gefühlsmäßige Zugehörigkeit zum Unrechtsregime herzustellen, so analysiert Gudrun Brockhaus (Brockhaus, 1993). Beiden Strategien ist gemein, dass sie eine Heroisierung des Mannes und damit einhergehend die Unfehl- und Unschuldbarkeit dieser proklamieren. Bereits durch die Aufzählung rein auf die Konstitution abzielender Attribute und der zusätzlichen rassenideologischen Aufladung stilisiert Klara ihren Vater als ‚Träger hervorragenden Genmaterials‘ und damit in der Logik der Reproduktion. Damit sagt sie implizit auch Folgendes über sich aus: Zum einen ist sie damit Nachkömmling eines attraktiven Mannes, zum anderen aber auch eine gute Partnerin, da sie selbst Trägerin der angepriesenen Attribute ist – Klara entwirft sich hoch inzestuös als potentielle, Kinder gebärende Partnerin ihres Vaters. Während ein derartiges Gebaren aus psychoanalytischer Perspektive grundsätzlich mit dem Rekurs auf den Ödipus-Komplex verstanden werden kann (z. B. S. Freud, 1973c; Mertens, 1993), scheint der Zeitpunkt des Auftretens hier erklärungsbedürftig. Ein erneutes Aufblühen des in der Normalentwicklung bereits in der früheren Kindheit durchlebten Begehrens des Vaters soll hier als Folge einer Regression im Dienste der Inschutznahme und Verteidigung des Vaters verstanden werden. Grieser (2011) entlarvt diese Idealisierung als „pseudoödipales Phänomen“ (S.280), das zum Ziel hat, den/die Dritte\_n für sich zu gewinnen und so einen Ausweg aus der dyadischen Totalität mit der primären Beziehungsperson zu finden – die ödipale Idealisierung steht im Dienste des Nachholens früher Triangulierungserfahrungen. Damit ist das Verhalten als „präödipaler Beziehungswunsch zu einem[/einer: JZ] Dritten, der von sich aus nicht genügend zur Verfügung steht“ (ders., S. 280) zu verstehen.

Die zutage tretende Ödipalität soll hier als stärkstes Mittel der Abwehr verstanden werden: In dem Maße, in dem die Mutter in der vorgebrachten Thematisierung der Trennung die latente Schuldzuweisung an den Vater steigert, steigert sich auch die Abwehr der Tochter. Sie mündet hier in einer starken Regression der Tochter in die ödipale Idealisierung des Vaters. Um ihren Vater von den Schuldzuweisungen der Mutter zu immunisieren, werden in diesem Sprechakt drei Momente wirksam: die Sexualisierung des Vaters, die Anpreisung seiner reproduktiven Attraktivität und die Heroisierung durch ideologische Aufladung.

***Mutter: Jetzt hab ich auch ein Traummann gefunden den ich heiraten will.***

Mit der Entgegnung der Mutter wird der latente Gehalt der töchterlichen Aussage in Form des Labels ‚Traummann‘ chiffriert. Damit einher geht auch eine Bestätigung der Legitimität der inzestuösen Bezugnahme durch die Tochter. Die Mutter konstruiert durch den Sprechakt

eine Beziehung zwischen ihrem Ex-Partner und der Tochter und spricht ihm den Status des Traumannes zu, wobei ungewiss bleibt, ob Kasper der Traummann für ihre Tochter, für sie selbst oder für beide ist. Zu ihrem Glück habe sie nun aber selbst einen Traummann gefunden, den sie – und das ist das einzige, was Klara manifest nicht kann – auch heiraten möchte. Der Kampf um die Deutungshoheit hat längst seine kompetitive Wirkung entfaltet: Die Mutter steigt mit der Tochter in den Ring. Die Eifersucht auf die auf Lebensdauer gestellte Beziehung von Klara zu ihrem Vater wird evident. Klara ist es (so wenig intentional dieses Verhalten auch war) gelungen, den Muttermord, zumindest auf Ebene der Beziehungsgestaltung zum Vater, zu vollziehen. Die Mutter reagiert entsprechend in der ‚Rolle‘ der Rivalin und nimmt damit die ödipalen Anwandlungen ihrer Tochter in symmetrischer Beziehungsadressierung ernst. Diese Reaktion ist nun aber selbst als adolescent einzuordnen. Wenngleich wir aus dem Film keinerlei Kenntnis über die reale Beziehungsqualität zwischen Klara und ihrem Vater Kasper besitzen, so steht es ihr aber mindestens imaginativ zur Verfügung, eine solche zu entwerfen und die Mutter von der (bedrohlichen) Existenz dieser zu überzeugen. Ein derartiges Auftrumpf-Verhalten ist ein Charakteristikum für Peer-Beziehungen. Es gelingt der Mutter nicht, die töchterlichen Deutungen als Ausdruck ihres intrapsychischen Konflikterlebens zu deuten und ihnen weniger manifeste Bedeutung beizumessen. Die bereits in der Hausarbeit herausgearbeitete Strukturhypothese bestätigt sich: Der Mutter ist es nicht möglich, das ödipal-adoleszente Aufbegehren der Tochter als Ausdruck der inneren Krise und des Probehandelns zu verstehen, noch weniger kann sie darin einen sich im Sinne Griesers (2011) Ausdruck verschaffenden Wunsch nach einem triangulierenden Dritten sehen. Stattdessen nimmt sie ihre Tochter beim Wort, widmet sich in symmetrischer Adressierung an ihre Tochter und versucht die Angelegenheit auf dieser Ebene für sich zu entscheiden. Sie verkennt dabei, dass dies die Ebene der Peer-Interaktion ist und damit der mütterlichen ‚Rolle‘ unangemessen.

***Klara: Achso,***

Der Ausstoß des Wortes *achso* kann in zwei Funktionen gebraucht werden: in Form einer anerkennenden Korrektur. Diese setzt aber eine aussagende Intonation voraus und wird in der Regel mit einer Erklärung des Missverständnisses oder zumindest einem anmerkenden *okay* abgerundet (*achso, dann hatte ich das vorhin falsch verstanden; achso, ich hatte mich auch schon über deine Aussage gewundert.*). Mit der zweiten, skeptisch-spöttischen Form der Verwendung, die durch Anheben der Tonmelodie noch verstärkt wird, drückt Klara ihren Zweifel an der präsentierten Ernsthaftigkeit der mütterlichen Absichten aus. Damit entzieht

sie der Mutter die mit dem letzten Sprechakt anvisierte Führung im Duell um den Status der ‚glücklich Vergebenen‘ und den ‚Besitz‘ eines Traummannes. Klara macht deutlich, dass sie die Aussage der Mutter schlicht für nicht zutreffend hält, vielleicht, weil sie den Mann selbst nicht als Traummann anerkennt, vielleicht aber auch, weil die Beziehung der Mutter zu ihrem neuen Partner der in Anspruch genommenen Ernsthaftigkeit und Tiefe entbehrt oder weil Klara ohnehin nicht an die Qualitätssicherung einer Beziehung durch Vermählung glaubt – welches Motiv sie leitet, bleibt hier ungewiss, sicher ist aber, dass sie die Absichtserklärung der Mutter nicht ernst nimmt. In dieser Haltung drückt sich auch eine selbstsichere Gelassenheit aus: Schließlich weiß Klara, dass ihr Traummann auch die erste Wahl ihrer Mutter war – diese Rivalität hat Klara eindeutig für sich entschieden. Von dieser Position aus steht ihr die Zurückweisung des Aufbegehrens der Mutter wie selbstverständlich zur Verfügung, in möglichen Weiterführungen *a la achso, jetzt doch heiraten* oder *achso, jetzt auch noch heiraten* würde die Zurückweisung ihre Formvollendung erfahren. Diese Form des Schlagabtausches zwischen Mutter und Tochter erinnert an zwei rivalisierende Schwestern. Das einzige Register, das die Mutter nun noch ziehen könnte, wäre der Verweis auf ein weiteres, geplantes Kind. Da aber bereits die Hochzeitspläne von der Tochter belächelnd zur Kenntnis genommen wurden, wird die Mutter ahnen, dass die Ernsthaftigkeit des Anliegens in Zweifel gezogen und damit der Aufschlag schnell gegen sie gewendet werden kann – wenngleich ihr die Kränkung gegenüber Klara gewiss wäre.

**Mutter: *Der ist klasse* (.) *keine Ahnung*; (3) ((*trinkt einen Schluck Tee*))**

Die drohende Steigerungsoption der Zurückweisung, kommt die Mutter dieser mit einer erneuten Beteuerung der Ernsthaftigkeit zuvor, indem sie ihre Zuneigung begründet. Diese Figur gelingt der Mutter allerdings nicht. Die Formulierung *der ist klasse* ist unspezifisch und kaum geeignet, die Beziehungsqualität und -tiefe zu ihrem neuen Partner unter Beweis zu stellen. Bereits der vorangegangene Sprechakt weckt Assoziationen zu Partnerschaftsvorstellungen im romantisierten Jane Austen-Stil (*den Traummann heiraten*), die nun mit dem wenig differenzierten Verweis auf seine Eignung (*der ist klasse*) untermauert werden, was die fehlende Ernsthaftigkeit nur weiter unterstreichen. Diese Lesart wird durch die Ergänzung *keine Ahnung* formvollendet und illustriert die Interpretation der Tochter, man könne die Bekundungen der Mutter nicht für voll nehmen. Indem die Mutter im Rechtfertigungsmodus reagiert, markiert sie erneut ihre Instabilität und Hilflosigkeit, die auch in der anschließenden dreisekündigen Pause sichtbar wird – die Tochter hat den Schlagabtausch für sich entschieden.

***Mutter: was Klara für Männer mag ich weiß es noch nicht,***

Bereits in den vorangegangenen Sprechakten *Klaras Vater* und *als Klara 1 Jahr und 8 Monate alt war* wurde die zentralistische Ausrichtung auf Klara deutlich. Auch in der vorliegenden Äußerung wiederholt sich dieses Muster durch Nutzung einer nicht zwangsläufig intendierten und damit interpretationswürdigen Wortabfolge: Statt der naheliegenden Formulierung *was für Männer Klara mag*, wird mit der Formulierung *was Klara für Männer mag* der Fokus erneut auf Klara gerichtet – sie steht im Mittelpunkt.<sup>53</sup>

Dieser erste Teil der Äußerung unterstreicht die Handlungsmächtigkeit von Klara, sie ist es, die sich Männer nach ihrem Geschmack auswählen kann. Sie unterstützt damit bei Klara ein Selbstbild als autonome, Auswahl habende junge Frau. Auffällig ist dabei die Nutzung des Wortes *mögen* – ist dieses doch eine eher defensive Form der Zuneigungsbekundung. *Mögen* wird zumeist verwendet, um Geschmacksvorlieben in Hinblick auf Lebensmittel, Lieder et cetera oder Sym- beziehungsweise Antipathie gegenüber losen Bekanntschaften auszudrücken. All diese Bezugnahmen sind aber in der Regel eher unleidenschaftlich und von keiner zu großer Bedeutsamkeit. Die Bezugnahme Klaras auf Männer wird dadurch eher zu einem noch nicht ernstzunehmenden, kindlichen ‚Vorliebe haben‘ herabgestuft.

Der Anschluss *ich weiß es noch nicht* soll von der Äußerung *das weiß ich noch nicht* differenziert werden. Im zweiten Sprechakt steht die Sache im Mittelpunkt, wodurch auf ein vorliegendes Informationsdefizit verwiesen wird. Geschichte (1) verdeutlicht diese Lesart:

- (1) Katharine wohnt seit zwei Wochen mit Franziska in ihrer neuen Wohngemeinschaft zusammen. Beim Einkaufen steht sie mit Marie vor dem Nudelregal und erklärt auf Maries Frage, welche Nudeln die WG favorisieren würde: *Wir haben bisher immer Barilla Spaghetti No 1 gekauft. Welche Nudeln Franziska mag, das weiß ich noch nicht.*

Die Unkenntnis beruht in dieser Geschichte lediglich auf einer bisher unzureichenden Kennenlernphase, im späteren Verlauf der Beziehungsgestaltung wird, so die berechtigte Annahme, das Informationsdefizit behoben. Anders verhält es sich bei der Formulierung *ich*

---

<sup>53</sup> Mit diesem Sprechakt drückt die Mutter auch ihre Annahme aus, dass Klara in heteronormativer Manier einen Mann auswählen wird. Diese Einschätzung mag daher rühren, dass die Mutter vermutlich bereits eine Präferenz für männliche Gegenüber bei ihrer Tochter beobachten konnte.



*weiß es noch nicht*, die zwei Lesarten zulässt: Zum einen, dass es bereits eine Vorliebe gibt, die Sprechende von dieser aber bisher keine Kenntnis hat. Diese Form würde mit einem latenten Vorwurf an die Person einhergehen und ein Recht auf Kenntnis proklamieren. Zum anderen kann der Sprechakt als Ausdruck des bisher noch nicht erfolgten Abzeichnens eines Musters sein. In diesem Sinne würde die Mutter Klara auch unterstellen, dass ihre bisherigen Präferenzen entweder keinem Muster folgen oder naheliegender, ohnehin noch nicht ernstzunehmend sind (*werd du dir erst einmal klar, was für Männer du eigentlich bevorzugst*). Mit dieser latenten Botschaft weist sie Klaras Stilisierung des Vaters als Beziehungspartner als kindliche Schwärmerei zurück – ganz im Gegensatz zum vorausgegangenen Sprechakt. Auch dieses Muster ist bereits in der Analyse der ersten Sequenz aufgetreten: Die Mutter greift dann zu einer asymmetrischen, der Mutter-Tochter-Dyade entsprechenden Adressierung, wenn die Tochter ihre kindliche ‚Rolle‘ zu stark entgrenzt, sich gegen ihre Mutter auflehnt und damit die Gefahr einer Instabilisierung droht. Indem Klara ihre Mutter mit ihrem spöttischen *achso* jegliche Deutungshoheit und jedweden Anspruch auf Generativität entzieht, markiert die Mutter mit dem vorliegenden Sprechakt, dass Klara eben noch keine erwachsene Frau ist. Der Mutter gelingt es erst jetzt den Wechsel von der rivalisierenden Peer-Interaktions-Ebene in eine asymmetrische, generative Haltung zu vollziehen.

***Klara: Ich mag nicht wenn meine Mama mit irgendwelchen andern Männern ist, aber***

Das Verb *mögen* wurde bereits von der Mutter in Bezug auf einen von der Tochter womöglich favorisierten Männertypus gebraucht. Die erneute Verwendung kann als Bezugnahme auf den mütterlichen Sprechakt gewertet werden, der nun aber durch ein starkes regressives Moment gefärbt ist. Mit dem Wort *mögen* wird zum einen die Unverhandelbarkeit des Gesagten unterstrichen, zum anderen immunisiert der Gebrauch gegen Legitimations- oder Begründungsforderungen des Gegenübers. Warum man etwas mag oder nicht mag ist in der Regel Geschmacksache und entzieht sich damit eingehenderen Begründungen. Damit wohnt dem Sprechakt ein dominierend-bestimmerisches Moment bei (*ich mag es nicht und das bedeutet für Dich, dass Du es zu unterlassen hast*). Dem Geäußerten fehlt aber trotz des bestimmenden Charakters die affektive Färbung, die in Äußerungen wie *ich kann es nicht leiden, ich finde es ätzend, ich hasse es* enthalten wäre. Durch den Rückzug auf das affektiv neutrale *mögen* erhält der Sprechakt trotz seines gebieterischen Anstrichs eine Note von Schutzbedürftigkeit und ‚Klein-Sein‘. Im Gegensatz zu altersgemäßen Äußerungen, die der Relativität der eigenen Position Rechnung tragen würden (*für mich ist es schwer, mich daran zu gewöhnen, dass...; mir geht es nicht gut damit, wenn...*), realisiert die Tochter eine sich

gegen Rückfragen immunisierende Form der willkürlichen Verbotsverkündung und macht damit deutlich, dass es keinen Verhandlungsspielraum gibt (*ich mag es nicht, wenn jemand aus meiner Flasche trinkt*). Damit spricht Klara ihrer Mutter die Berechtigung ab, einen neuen Mann als Partner zu wählen. Zeitgleich mobilisiert sie, dass es der Mutter nicht zusteht, sich in einer Art zu verhalten, die die Tochter nicht mag. Diese Position kann nur im Rahmen einer Regression in die Phase der Objekt Konstanz, in der das Kind die Beziehungspartner\_innen seines Umfeldes „nur als Versorger“ (A. Freud, 1993, S.80) wahrnimmt und die Existenz der Rechte, Bedürfnisse und Ansprüche des Gegenübers negiert, beziehungsweise im Rahmen des Wiedererwachsens jener längst überwundenen Entwicklungsstufen im Zuge der adoleszenten Reifung verstanden werden. Die eben noch mit der Mutter auf Peer-Ebene rivalisierende Tochter fällt nun in den kindlichen Wunsch nach einer heilen Welt zwischen Mutter und Vater zurück und zeigt damit ihre immer noch klaffende Wunde durch die elterliche Trennung auf.

Das eingangs erwähnte, stark regressive Moment wird neben der Verwendung des Verbes *mögen* durch die Bezeichnung *Mama* erzeugt – insbesondere, da die Mutter selbst nicht adressiert ist. Die Bezeichnung wird also gegenüber einer dritten Person geäußert, was das regressive Moment weiter verstärkt. Dieser Rückfall in die kindliche Position zeigt auch die Instabilität Klaras, die aber ein, in dieser Stärke womöglich leicht deviantes, grundsätzlich aber wenig besorgniserregendes, dem identitätssuchenden Entwicklungsverlauf der Adoleszenz entsprechendes Verhalten offenbart.

In dem Klara den Zusatz *irgendwelchen anderen Männern* nutzt, wird eine Vielzahl an Männern und eine Beliebigkeit bei der Auswahl derselben suggeriert. Mit der Ergänzung *anderen Männern* wird deutlich, dass es nur den einen – ihren Papa – gibt, der an die Seite ihrer Mutter gehört – auch dies ist als Ausdruck der Regression zu verstehen. Das anschließende *aber*, kann Hinweis auf das bisher wenig wirksame Realitätsprinzip sein, das nun den (regressiven) Wünschen nach Vereinigung der Eltern die realen Umstände vor Augen führend Einhalt gebietet und damit die Angemessenheit neuer partnerschaftlichen Verbindungen anerkennen lässt.

***Mutter: Ich hab auch n Recht auf n Privatleben sozusagen;***

Mit dieser Rechtfertigung geht auch eine Legitimität des Anspruchs von Klara, ihre Mutter solle keine Beziehungen mit anderen Männern als dem Vater eingehen, einher. Statt den regressiven Wunsch als einen solchen einzuordnen und ihn in generativer Haltung zu rahmen oder wahlweise stehen zu lassen, rechtfertigt sich die Mutter und weist den Vorwurf zurück.

Sie kann weder der Tochter gerecht werden, in dem sie aus der Haltung des anerkennenden Wahrnehmens der Verletzung ihrer Tochter und des kindlichen Bedürfnisses heraus spricht, noch kann sie sich selbst vertreten, indem sie den Vorwurf als illegitim zurückweist. Stattdessen nimmt sie den Vorwurf der Tochter ernst und versucht ihr Recht zu behaupten. Der Sprechakt *ich habe auch ein Recht auf XY* ist ein Paradebeispiel für den Kampf um Autonomie und Gleichberechtigung, den ein Kind gegenüber seinen Elternteilen äußert. Damit ist der Sprechakt aber in einer asymmetrisch nach oben gerichteten Form realisiert – Klara wird von ihrer Mutter als Elternteil adressiert. Die vermeintliche Legitimationsnotwendigkeit des Bedürfnisses nach Privatleben auf Seiten der Mutter und die Fehladressierung weisen auf ein überdauerndes Schuldthema der Mutter hin: Klara knüpft mit ihrem Vorwurf an einen intrapsychischen Konflikt, ihre Selbstvorwürfe, an. Nur so lässt sich die in der Mutter ausgelöste Resonanz und die daraus resultierende asymmetrische Adressierung und Rechtfertigung erklären. Mit dem abschließenden *sozusagen* wird die Instabilität ihrer Rechtfertigung sichtbar, die Haltung des legitimen Einforderns steht der Mutter nicht ungebrochen zur Verfügung.

#### **4.1.3 Die zentralen Themen der Interaktionsanalyse**

Mit dem Begriff der Generativität hat King die Anforderung an die elterliche Generation beschrieben, sich im Erziehungsverhalten situationsabhängig zwischen den Polen „Fürsorge und Zurückhaltung“ (King, 2002, S. 51) sowie „Abgrenzung und Zur-Verfügung-Stehen“ (King, 2002, S. 51) zu verorten. Nur wer die eigene adoleszente Individuation erfolgreich abgeschlossen habe, sei zu dieser immer wieder neu zu bestimmenden Verortung in der Lage (King, 2010, S. 12). Bereits in der Analyse der ersten Interaktionsszene im Rahmen der Hausarbeit *Adoleszenz im Bann mangelnder Generativität* zeigte sich, dass ein solches, flexibel adaptives Handeln im Modus der Generativität von der Mutter lediglich instabil realisiert werden kann. Auch in der vorliegenden Analyse wird deutlich, dass die Mutter die Inschutznahme des Vaters durch ihre Tochter (Allianz in Form der stellvertretenden Legitimierung seines Verhaltens oder der Idealisierung) nicht als manifest adoleszenztypisches und latent (selbst-)schützendes Verhalten versteht, sondern in symmetrischer Adressierung und damit im Modus der Rivalität mit ihrer Tochter reagiert und mit ihr ‚in den Ring steigt‘. Auch die Dynamik, dass die Mutter die symmetrische Adressierung dann zurückweist, wenn die Tochter diese entgegen der Absicht der Mutter in Anspruch zu nehmen ansetzt (in der ersten Szene durch Kritik, in der zweiten Szene durch Infragestellung der Wahrhaftigkeit der mütterlichen Äußerung), wurde erneut rekonstruiert.

Dabei wurde die ödipale Idealisierung des Vaters als präödipales Konfliktthema interpretiert: In der ödipalen Bezugnahme wird der Vater (sprachlich) zum Adressaten früherer Beziehungswünsche, die einen Ausweg aus der dyadischen Bezogenheit zur primären Bezugsperson im Sinne der frühen Triangulierung versprechen (Grieser, 2011, S. 280). Die Analyse bietet Anlass, die Abwesenheit des Vaters als Grund für die Verstärkung dieses Phänomens zu betrachten, die dann in eine ödipale Idealisierung mündet.

Als neuer Aspekt der Interaktionsdynamik wurde das Ringen der Mutter um eine deskriptive Erzählung des Beziehungsverlaufs des Ex-Partners in der Eingangssequenz zentral thematisch. Latent zeigte sich bei der Mutter die Unmöglichkeit diese Geschichte kohärent wiederzugeben, ihre eigene Verstrickung trat deutlich zutage. Dies verwundert vor dem Hintergrund, dass sie über den Mann berichtet, mit dem sie zum einen ein Liebesverhältnis hatte zum anderen ein gemeinsames Kind, das beide zeitlebens verbinden wird, kaum. Bemerkenswert hingegen ist jedoch die Orientierung der Mutter an dem Leben ihres Ex-Mannes. Diese Fokussierung auf ihren Ex-Partner sorgt dafür, dass sein Fehlen immer wieder virulent wird – als würde die Mutter immer wieder auf den leeren Platz in dem Familiengefüge hinweisen. Es scheint, als würde es ihr nicht gelingen, eine dyadische Familieneinheit in Unabhängigkeit des Kindsvaters zu entwerfen. Eine unzureichende Verarbeitung der Trennung, so kann auf Grundlagen der Analysen angenommen werden, führt zu eben dieser überdauernden Orientierung an dem oder der abwesenden Dritten und sorgt damit für die Konstitution einer *reduzierten Triade* (anstelle einer autarken Dyade) – das ‚Fehlen‘ ist allgegenwärtig.

Die Thematisierung des/der Dritten kann dabei in verschiedenen Modi erfolgen, denkbar wäre beispielsweise eine offensiv-anfeindende Haltung gegenüber dem/der Ex-Partner\_in. Die Mutter von Klara wählt dagegen einen manifest deskriptiven Modus, der aber nicht verhindern kann, dass sich latent die Enttäuschung und Anklage gegenüber dem Vater Ausdruck verschafft. Diese Latenz sorgt dafür, dass Klara die Äußerungen zunächst interpretieren und nicht mit ihrer Mutter in direkten Kontakt über eine klar zu erkennende Haltung gegenüber dem Vater kommen kann – Klara ist vor die Herausforderung gestellt, dass sie im fortlaufenden Interaktionsfluss die Äußerungen der Mutter entschlüsseln und dann entscheiden muss, ob sie auf die manifesten oder latenten Gehalte eingeht.<sup>54</sup>

---

<sup>54</sup> Dass diese Entscheidung zumeist (der Dichte der Interaktionen geschuldet) keine bewusste sein kann, sei hier erwähnt. Die Problematik für die Tochter wird aber deutlich: Reagiert sie auf die latenten Gehalte, muss

Im Rahmen dieser Erzählung wurde auch die ‚Benennungsproblematik‘ zentral thematisch: Ist die Bezeichnung ‚Familie‘ auf die aktuell gelebte Konstellation beschränkt oder bleibt die Benennung auch nach einer Trennung bestehen? Wie wird dann eine weitere Gründungsfamilie in Abgrenzung zur ersten bezeichnet? Diese und weitere Fragen bieten Anlass, Berichte von Trennungsfamilien vor dem Hintergrund des Benennungsaspektes zu analysieren.

Im Rahmen der Analyse wurde mit Hinblick auf die Zukunftsgestaltung von getrennten Elternpaaren deutlich, dass bei einer etwaigen Familienneugründung die Kinder aus erster Partnerschaft in die neue Familie integriert werden können, eine ‚Eingliederung‘ des Ex-Partners/ der Ex-Partnerin dagegen unmöglich ist.<sup>55</sup> Dies kann in einen kompetitiven Modus im Sinne eines Wettlaufs um die erneute Etablierung einer ‚Normalfamilienmodells‘ (neue Partnerschaft und Kinder) münden.

In der (vermeintlichen) Deklaration der Mutter ‚auch ein Recht auf ein Privatleben zu haben‘ wurde latent die Brüchigkeit des Anspruchs offenbar: Die Mutter hat selbst Zweifel daran, dass ihr ein Privatleben, auf das die Tochter keinen Einfluss hat, zusteht. Die Erklärung, dass eine solche Unsicherheit aus der dyadischen Bezogenheit herrührt, scheint nachvollziehbar: Das Bedürfnis würde ‚den Rest der Familie‘, also Mutter und Tochter, entzweien – es hebt die symbiotische Verbundenheit auf oder sorgt zumindest für eine Beschränkung dieser. Eine Loslösung aus dieser Verbundenheit, ist, so soll angenommen werden, immer schuldhaft aufgeladen.<sup>56</sup> Es liegt nahe, zu vermuten, dass sich der Vater durch seine ‚Ablösung‘ von der Familie so viel Loslösung genommen hat, dass die Mutter diese zu kompensieren sucht – die beiden ‚Zurückgebliebenen‘ halten nun, als eine Form der Bearbeitung des ‚Verlassen-Seins‘ aneinander fest. Es besteht Anlass zu der Annahme, dass dieser Bearbeitungsmodus mit dem Eintritt des Kindes in die Adoleszenz und damit dem nächsten Individuationsschritt in Frage gestellt wird. Eine bis dato harmonische

---

sie auch damit rechnen, dass die Mutter diesen Bedeutungsgehalt dementieren oder der Tochter unbegründeten Argwohn unterstellt.

<sup>55</sup> Der Wunsch, nach der Trennung rasch ein familiales ‚Normalmodells‘ aus Vater, Mutter und einer beliebigen Anzahl an Kindern zu realisieren, kann einen kompetitiven Charakter zwischen den ehemaligen Gatten entfalten und so zum Wettlauf gegen die Zeit werden.

<sup>56</sup> Latent könnte beispielsweise folgende Überzeugung der Mutter wirksam sein: Ich habe Klara schon den Vater nicht ermöglicht, da ich die Familienkonstellation nicht aufrechterhalten konnte; jetzt belaste ich sie zusätzlich auch noch mit jemandem neuen.

Alleinerziehendenkonstellation aus Mutter und Tochter kann in dieser Phase relativ unverhofft und grundsätzlich in Frage gestellt werden und birgt für beide Seiten massive Herausforderungen.

Während Klara in der ersten Szene eine manifest oppositionelle Positionierung gegenüber der Mutter nicht zur Verfügung stand, gelingt ihr diese in Allianz mit dem Vater wie in der vorliegenden Szene analysiert wurde, sehr wohl. Dies wirft aber einen neuen intrapsychischen Konflikt auf: Die Allianz mit dem Vater ist nur eine vermeintliche (denn der Vater steht als realer Allianzpartner nicht zur Verfügung; er ist in Panama). Dadurch, dass der Vater nicht mehr libidinös mit der Mutter verbunden ist, führt die Identifikation mit oder Orientierung an ihm jedoch nicht mehr vermittelt über seine Liebe zur Mutter ebenfalls zu dieser. Der Vater ist stattdessen die Person, mit der die Mutter Trennungsschmerz und Schuldigkeit verbindet. Eine Identifikation mit dem Vater muss also trotz des (mehr oder weniger bewussten) Wissens um die damit einhergehende doppelte Belastung der Mutter erfolgen: die Tochter löst sich durch die Allianz mit dem Vater aus der Symbiose mit der Mutter; der Allianzpartner der Tochter ist zudem aber die Person, die mit Trennung (und den entsprechend aversiven Gefühlen) assoziiert ist. Erschwerend kommt hinzu, dass wir aus der Analyse der ersten Filmszene wissen, dass die Mutter ihre Tochter zur Stabilisierung ihres Selbstbildes benötigt.

Dabei, so wurde argumentiert, wird die Allianz (zumindest latent) nicht um des Vaters Willen eingegangen: Klara wehrt mit der Allianz einerseits die Kränkung ab, dass der Vater nicht bei ihr geblieben ist (ob der Vater dem entworfenen Bild tatsächlich entsprechen kann, ist dabei unerheblich). Es geht dabei also weniger oder nicht nur um das Wohlergehen des Vaters, sondern um das Nichtspüren des von ihm verursachten Schmerzes.

Hinsichtlich der Adressierungsrichtung wurde deutlich, dass sich sowohl Klara also auch ihre Mutter in ihren Äußerungen an die Regisseurin wenden. Diese Figur wird, da sie in beiden Analysen auftaucht in der abschließenden Diskussion noch einmal als *Phänomen des Bandenspiels*<sup>57</sup> ausgeführt. An dieser Stelle sei aber bereits darauf verwiesen, dass das Gespräch über eine\_n Dritte\_n nur so lange aufrechterhalten wird, bis die Opposition des

---

<sup>57</sup> Nun könnte man zunächst denken, dass die Adressierung der Regisseurin schlicht eine der Dokumentation geschuldete Praxis darstellt. Dieser Annahme kann mit Verweis auf andere Filmszenen (beispielsweise der direkt vorausgegangenen), in denen trotz der Anwesenheit Dritter nicht von diesen als potentielle Adressaten Gebrauch gemacht wird, begegnet werden.

Adressierten zu stark oder die Situation insgesamt zu grotesk wird: In dem Moment, in dem die Mutter als symmetrisches Gegenüber im Modus der Rivalität auf die ödipale Idealisierung des Vaters reagiert (*jetzt hab ich auch ein Traummann gefunden*), gibt Klara das *Bandenspiel* auf und adressiert ihre Mutter mit der (die Aussage der Mutter in Frage stellenden, höhnischen) Entgegnung *achso* erstmals im direkten Kontakt.

#### **4.2 Die verhinderte Begegnung und der Frühstückstisch – Mina und ihre Mutter**

Im Folgenden wird eine Filmszene vorgestellt und analysiert, in der Mina und ihre Mutter im Beisein des neuen Partners über die Beziehungssituation der Eltern sprechen, im Laufe des Gesprächs aber auch auf die Trennung der Eltern von Mina zu sprechen kommen. Dafür wird die Filmszeneninteraktion zunächst eingebettet und anschließend objektiv-hermeneutisch analysiert.<sup>58</sup>

##### **4.2.1 „Aber du hast ja trotzdem Papa um Mama gehabt“**

Die ausgewählte Filmszene ist in einem Café aufgenommen: Mina sitzt ihrer Mutter und dem neuen Freund der Mutter am Tisch gegenüber. Während des Essens berichtet die Mutter gemeinsam mit dem neuen Partner von ihrer Kennlerngeschichte. Im Anschluss daran erklärt Mina, dass sie den neuen Partner erstmals gesehen habe, als sie von einem Aufenthalt in Barcelona nach Hause kam und nicht von ihrer Mutter abgeholt wurde; unter der Dusche habe sie dann den neuen Partner der Mutter ‚entdeckt‘. Nach einer zweisekündigen Erzählpause beginnt die protokollierte Sequenz:

##### **Transkript (0:36:29):**

Mina: Also, bei Papa bin ich zum Beispiel heilfroh, dass er ne Freundin hat. Das macht mich richtig glücklich.

Mutter: Und bei Mama nicht...

Mina: Nee, bei Mama nicht so (zuckt mit den Schultern). Is einfach so. Bei Papa freuts mich richtig. Bei Mama nicht so. Vor allen Dingen, seit dir (meint ihre Mutter) hatte er keine feste Freundin mehr, sondern immer nur so hier mal da mal und nichts Festes. Immer nur so Kleinigkeiten.

Mutter: Naja...

Mina: Angefangen zu streiten habt ihr als ich 5 oder 6 war.

Mutter: Ja und zusammen waren wir auch nicht mehr die letzten 2 Jahre. Wir haben

---

<sup>58</sup> Dem begrenzten Umfang der Arbeit geschuldet wird für den Fall Mina nur eine Filmszene analysiert.

nur noch zusammengewohnt. Aber das war okay, also, da waren wir schon wieder so freundschaftlich zusammen, konnten zumindest schon wieder miteinander reden. Nee, das war schon hart.

Mina: Wer wünscht sich nicht, morgens aufzustehen und die Eltern sitzen am Frühstückstisch?

Mutter: Naja, aber du hast ja trotzdem Papa und Mama gehabt.

### **Rekonstruktion:**

#### ***Mina: Also, bei Papa***

Mit dem initialen Wort *also* wird ein deklaratorischer Akt angekündigt – mit Spannung wird das Folgende erwartet. Die Weiterführung *bei Papa* ruft im gleichen Atemzug implizit auch die ‚Kontrafolie Mama‘ mit auf – es ist sofort klar: *bei Mama ist es anders*.

Die Möglichkeit der Differenzierung setzt voraus, dass es mindestens zwei Bezugspersonen, im vorliegenden Fall Elternteile gibt (ein\_e Halbweise würde die Differenzfolie nicht, zumindest nicht mit Gegenwartsbezug, herstellen können). Kann zwar auf manifester Ebene der Versuch unternommen werden, den Vergleich auf einer rein deskriptiven Ebene zu belassen, wird auf impliziter Ebene immer eine Allianzbildung oder Kritik virulent. Dies wird nachvollziehbar, wenn man berücksichtigt, dass eine Differenzmarkierung nur dann sinnvoll ist, wenn der Unterschied für die sprechende Person bedeutsam ist (einer Nachfrage hinsichtlich der Gründe für die Differenzmarkierung also nachgekommen werden könnte).

Zunächst soll der Sprechakt aber kontextunabhängig betrachtet werden: Der Struktur nach kann die Äußerung *bei X* einerseits einen verortenden Charakter haben und damit ausformuliert bedeuten, *wenn ich mit X zusammen bin beziehungsweise im Fall der Eltern, wenn X meine Bezugsperson ist*. Andererseits kann die Formulierung auch im sozialpädagogischen Stil und damit im Modus der Verantwortlichkeit erfolgen – es geht um ‚den Fall X‘. Eine weitere Auffälligkeit des Sprechaktes ist die verwendete Präposition *bei*, die zu einer Objektivierung des Gegenübers führt. Anstelle der wohlgeformten Äußerung *für Papa freut es mich* wird mit der Verwendung von *bei* eine Distanzierung wirksam, was durch folgende Geschichte deutlich wird.

- (1) Eine Lehrerin äußert sich zuversichtlich über die zu erwartende Entwicklung des derzeitigen Klassenclowns: *Bei Julian bin ich sicher, dass sich sein Verhalten noch bessert*.



Die Lehrerin spricht in professioneller Rollendistanz – diese Distanz wird auch in Minas Sprechakt wirksam. Unter Hinzuziehung des Kontextes wird ersichtlich, dass es sich beim vorliegenden Sprechakt entweder um eine Deklaration der Beziehungsgestaltung von Mina und ihrem Vater handelt oder Mina im Modus der Generationenumkehr die Deutungshoheit für die väterliche Situation beansprucht.

Ein/eine Dritte\_r, das soll hier noch entsprechend den Strukturüberlegungen des Abschnittes 2.1 ergänzt werden, bedeutet immer auch eine Bühne für die Interaktion zwischen Zweien. Ein\_e noch so vertraute\_r Dritte\_r kann den Raum betreten, in dem Zwei in höchster Intimität sprechen, es wird ein Moment der Irritation und des Stockens geben, eine Entscheidung, ob der/die Dritte eingeweiht und in die Intimität eingeführt werden kann und soll. Drei bedeutet, dass einer die Interaktion beobachten kann und in diesem Sinne als Zuschauer\_in fungiert – die Bühne ist eröffnet. Die gebildete Triade ermöglicht eine Form der Adressierung, die einer dyadischen Konstellation grundsätzlich verwehrt ist: das *Bandenspiel*. Für das Verständnis der dieser Spezifik innewohnenden Dynamik lohnt es sich, eine Differenzierung der zu berücksichtigenden Triaden vorzunehmen: eine Adressierungstriade aus den drei in der Situation anwesenden Personen und eine inhaltlich aufgerufenen Triade, aus Tochter, Vater und der implizit aufgerufenen Mutter (Abbildung 5 veranschaulicht dies<sup>59</sup>):

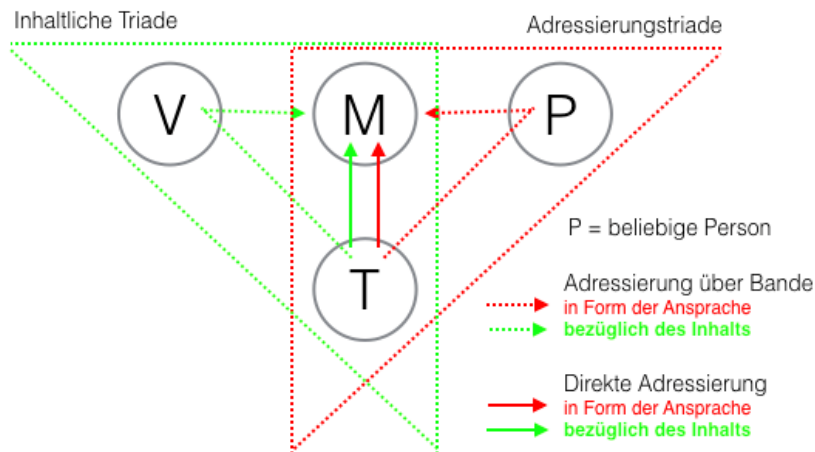


Abb. 5: Differenzierung der Adressierungsformen über Bande

<sup>59</sup> Das Modell ist hier bezüglich der personellen Besetzung der Filmszene angelehnt, die Überlegungen gelten aber grundsätzlich für triadische Konstellationen.

Betrachten wir zunächst nur die Adressierungstriade: Die Adressierung von M erfolgt entweder direkt (roter Pfeil) oder über den Umweg einer dritten Person und damit über Bande (roter gestrichelter Pfeil).<sup>60</sup>

In der direkten Adressierung sieht sich T mit der Herausforderung konfrontiert, die Kritik oder Allianzbildung gegenüber M im direkten Kontakt und damit in Beziehung zu M zu thematisieren. Für diese direkte Form der Bezugnahme auf M muss ein hohes Maß an Intimität ausgehalten werden, denn diese kommt einem ‚Beziehungsgespräch‘ gleich. Dafür bedarf es ausreichend Vertrauen in die Beziehungsstabilität zu M. Für das Szenario der direkten Adressierung steht M unter Handlungsdruck: Als direkt adressierte Person muss sie auf das Angebot reagieren.

Für den Fall der indirekten *Adressierung über Bande* ist M vom unmittelbaren Handlungsdruck entlastet: M kann wählen, ob sie die *Adressierung über Bande* ‚vernimmt‘ und damit auf diese eingeht oder vor dem Hintergrund, dass sie manifest nicht angesprochen wurde, auf eine Reaktion verzichtet.<sup>61</sup>

Welche Form der Adressierung in der Filmszene vorliegt, kann anhand der Formulierung *bei Papa* noch nicht festgelegt werden. Nun ist aber deutlich geworden, dass eine direkte Adressierung mit einem hohen Maß an Intimität einhergeht. Die *Adressierung über Bande* scheint geeignet, diese zu regulieren.

Über die Äußerung *bei Papa* wird, wie bereits angeklungen, eine weitere Triade – hier als inhaltliche Triade bezeichnet – aufgerufen: Sie setzt sich aus Vater, implizit aufgerufener Mutter und Tochter zusammen – die brisante Spannung wird durch die Anwesenheit der Mutter erzeugt. Während auf der Ebene der Adressierung (noch) nicht entschieden werden kann, ob ein *Bandenspiel* oder eine direkte Bezugnahme vorliegt, ist innerhalb der inhaltlichen Triade die Thematisierung der Beziehung zur Mutter (durch die Äußerung *bei Papa*) über Bande realisiert. Für die sprechende Person eröffnet dies die Möglichkeit, die Kritik oder Allianz gegenüber M implizit zu äußern: Unter dem Deckmantel des Berichts über V wird – ex negativo – auch eine Aussage über M getroffen, die diese vernimmt – unabhängig davon, ob M direkt adressiert wurde oder indirekt (durch eine Deskription gegenüber P, die M aber aufgrund der Anwesenheit dennoch vernimmt). Für den Fall der gleichzeitigen

---

<sup>60</sup> Die direkte Adressierung der dritten Person kann ausgeschlossen werden, da für diesen Fall die Kenntlichmachung des Beziehungsverhältnisses über das Pronomen ‚meinem‘ von Nöten wäre.

<sup>61</sup> Die Situation von P wird hier nicht weiter ausgeführt, es soll bei dem Hinweis belassen werden, dass P für den Fall der *Adressierung über Bande* im Dienste der Beziehungs‘klärung‘ zwischen T und M instrumentalisiert wird. In paartherapeutische Settings werden Sequenzen einer derartigen Dynamik häufiger vorkommen, das sei hier aber nur am Rande erwähnt.

Nutzung der impliziten inhaltlichen Thematisierung und der indirekten Adressierung soll der Begriff *doppeltes Bandenspiel* genutzt werden. Inwiefern das (*doppelte*) *Bandenspiel* für den Fall charakteristisch ist, wird im weiteren Verlauf der Analyse ersichtlich.

### ***Mina: Bin ich zum Beispiel***

Mit der Fortführung *bin ich* bleibt weiterhin unklar, ob es sich bei der Bezugnahme auf den Vater um eine allianzstiftende oder kritisierende Form handelt; ebenso bleibt der Thematisierungsmodus (verortend oder sozialpädagogisch) offen. Im Folgenden wird nun aber nicht, wie man zunächst erwarten könnte, eine uneingeschränkte Positionierung vorgenommen (*bei Papa bin ich X*), sondern eine durch den Einschub *zum Beispiel* markierte Exemplarität. An folgendem Gedankenbeispiel soll die Bedeutung des Einschubs nachvollzogen werden:

- (1) Franziska und Katharine sprechen darüber, wie wichtig ihnen Ordnung in der eigenen Wohnung ist und kommen dabei auch auf ihre Partner zu sprechen:
  - a. *Bei Moritz zum Beispiel, sieht es meistens gut aus, das war bei Alex ganz anders, da konnte ich manchmal keinen Fuß vor den anderen setzen.*
  - b. *Bei Moritz sieht es zum Beispiel meistens gut aus, ganz selten liegen mal einige Klamotten rum.*

In Variante a wird Moritz als Beispiel aufgeführt und mit Alex als Kontrastfolie verglichen; Formulierungen dieser Form ist ein Vergleichsmoment inhärent. Demgegenüber wird in Version b artikuliert, dass das ordentliche Zimmer der Normalfall innerhalb Moritz Ordnungsverhalten darstellt, er davon aber gelegentlich abweicht.<sup>62</sup> Hier wird das Verhalten von Moritz evaluiert, während es im ersten Fall um den Vergleich zwischen Moritz und Alex ging.

Für den vorliegenden Kontext bedeutet das Folgendes: In der Äußerung *also, bei Papa zum Beispiel bin ich X* (I) würde der Vater beispielhaft aufgerufen (und in diesem Zuge die Mutter nicht zwangsläufig als Pendant des Vaters im Sinne einer Vergleichsfolie); das X würde hier in direktem Zusammenhang mit dem Vater stehen. Im Gegensatz dazu würde bei der Formulierung – und in dieser Form ist sie im vorliegenden Fall realisiert – *also bei Papa bin ich zum Beispiel X* (II) ersichtlich werden, dass das X in Bezug auf den Vater nur beispielhaft angeführt werden soll und nur eines unter vielen möglichen Xen ist. Durch die

---

<sup>62</sup> Der Zusatz *zum Beispiel* ist hier allerdings fakultativ, er verändert den Sinngehalt der Aussage nicht und ist auch für diesen nicht von Nöten.

vorangegangene Seinsbestimmung (*bin ich*) scheint die Öffnung eines Möglichkeitsraumes von X jedoch unplausibel. Eine Seinsbestimmung – und diese ist der Exemplarität sequenziell vorgeschaltet – kann der grundsätzlich geltenden Zukunftsoffenheit Rechnung tragend immer nur auf den Moment der Äußerung bezogen sein, zumindest für den Fall, dass keine zeitliche Angabe hinzugefügt wurde. Dagegen gilt für beispielhafte Erzählungen, dass bei entsprechenden Bedingungen auch zukünftig die gleiche Reaktion eintreten wird (*Ich mag zum Beispiel keinen Koriander; mich ärgert es zum Beispiel, wenn Menschen zu spät kommen*) – bezüglich des Eintritts der Bedingungen bedeutet dies eine prinzipielle Beschränkung der Zukunftsoffenheit. Eine Seinsbestimmung mit einer Beispielhaftigkeit zu verknüpfen, bedeutet, sich bereits gegenwärtig darauf festzulegen, wie in der Zukunft auf dem Beispiel analoge Situationen reagiert wird – damit wird die Möglichkeit der offenen Zukunft negiert und Transformation ausgeschlossen.<sup>63</sup>

Entsprechend dieser Ausführungen muss der Einschub *zum Beispiel* als Fehlleistung gelesen werden (Unvereinbarkeit von Seinsbestimmung und Beispielhaftigkeit), in der latent zum Ausdruck kommt, dass für Mina die Zukunft bereits gegenwärtig festgeschrieben, eine alternative Zukunft nicht einmal denkbar ist. Bevor diese Ergebnisse inhaltlich kontextualisiert werden, soll die inhaltliche Bestimmung von X einbezogen werden:

***Mina: Bei Papa bin ich zum Beispiel heilfroh***

In dem Bericht über eine bereits in der Vergangenheit liegende Situation, die nachträglich in der Form *ich bin heilfroh, dass X* wiedergegeben wird, ist konstitutiv, dass die sprechende Person selbst oder eine in ihrer Sorge stehende Person existentiell bedroht war, das Eintreten der Katastrophe aber glücklicherweise gerade noch abgewendet werden konnte. Die ausformulierte Langform der Äußerung *ich bin heilfroh* kann vor diesem Hintergrund wie folgt lauten: *ich bin erleichtert/froh, dass die Katastrophe und damit auch die zu befürchtenden Folgen nicht eingetreten sind.*

Konstitutiv für eine Erzählung im *heilfroh*-Format ist, dass das zur Rede stehende Ereignis weder wiederkehrend, alltäglich noch auf Dauer gestellt, stattdessen auf Einzigartigkeit und Schicksalshaftigkeit angewiesen ist<sup>64</sup> – ein Paradebeispiel der Krise im Sinne

---

<sup>63</sup> Im overmann'schen Sinne ist eine Seinsbestimmung durch die prinzipielle Zukunftsoffenheit krisenhaft – sie gilt nur für den Moment. Einer beispielhaften Erzählung liegt dagegen notwendig eine Regelmäßigkeit zugrunde, sodass im Falle des Eintritts der Bedingungen der Regel das Beispielhafte ebenso eintreten muss – Beispiele sind also Ausdruck von Routine.

<sup>64</sup> An dieser Stelle kann den Ausführungen zufolge die Verortungs-Lesart der ersten Sequenz ausgeschlossen werden: Mina spricht im sozialpädagogischen Modus vom ‚Fall Papa‘.

Oevermanns (Oevermann, 1996). In der exemplarischen Anführung (*zum Beispiel X*) der emotionalen Involviertheit (*heilfroh*) wiederholt sich ein, wie bereits in der letzten Sprechaktsequenz aufgezeigt, widersprüchliches Moment: Eine Begebenheit, über die man heilfroh ist, kann eben nicht beispielhaft vorgetragen werden – sie ist an eine spezifische außeralltägliche (und damit eben gerade nicht exemplarische) Erfahrung gebunden und muss in einem ernsthaften, ergriffenen Zustand artikuliert werden. Aus diesen Überlegungen ergibt sich, dass auch heilfroh eine (im Sinne einer Steigerungslogik durchgebrochene) Fehlleistung sein könnte – so würde z. B. bei einer ursprünglich intendierten Realisierung von *froh* der Widerspruch mit der Beispielhaftigkeit in seinem Ausmaß geschmälert. Diese Lesart macht aber ‚lediglich‘ einen graduellen und keinen substantiellen Unterschied aus, denn sowohl die Nutzung von heilfroh als auch von froh offenbart ein dialektisches Verhältnis von Be- und Entlastungsmoment, das nur bezüglich der Intensität differiert.

In der Interpretation der vorherigen Sprechaktsequenz zeigte sich auf latenter Ebene eine unveränderbare, abgeschlossene Zukunft. Zur Erinnerung: Mit der durch *bin ich* ausgedrückten, ausschließlich auf die unmittelbare Gegenwart bezogenen Seinsbestimmung wurde zugleich auch auf die grundsätzliche Offenheit der Zukunft verwiesen. Durch die nachfolgende Äußerung von *zum Beispiel* wurde diese Transformationsmöglichkeit jedoch negiert. Werden nun die Interpretationsergebnisse von heilfroh zur Analyse hinzugezogen, zeigt sich, dass die sich nicht verändernde und nicht veränderbare Gegenwart auf die Sorge um den Vater festgeschrieben ist. Dieser anhaltenden Sorge sind (dem *heilfroh* inhärente) Entlastungsmomente eingelagert. Diese Bewegung vollzieht sich im Wechsel zwischen zwei Extrempunkten (existentielle Katastrophe und der Erleichterung aufgrund ihrer Abwendung) – die Amplitude ist maximal.

Bevor die Weiterführung des Sprachaktes und damit die Frage, worin die Katastrophe besteht, betrachtet wird, soll noch auf eine weitere Spezifik eingegangen werden: In der Nutzung des Wortes *heilfroh* wird, wie bereits angeklungen, ein Entlastungsmoment für die sprechende Person augenscheinlich; offenbar ist diese in einer Position, sich um das Wohlergehen der anderen Person zu sorgen. So können um die Zukunft des Kindes besorgte Eltern nach einer Trennung ihrer Tochter von einem in ihren Augen unpassenden Partner, erleichtert äußern: *Ich bin heilfroh, dass die beiden noch keine Kinder zusammen haben. So aggressiv wie der immer war, das wäre doch ein Desaster geworden.* Damit setzt sich die sprechende Person (für das konkrete Gedankenexperiment) in eine Position des legitimen Urteilens über wünschenswerte Lebensverläufe. Für Sprechakte des Formats bei *X bin ich heilfroh, dass Y* gilt allgemein, dass die sprechende Person sowohl zur Sorge bereit als auch

zuständig (und damit zum Urteil berechtigt) ist. Gepaart mit dem bereits erwähnten Entlastungsmoment wird ein zentrales Moment der Eltern-Kind-Dyade offenbar: Mina nimmt strukturell die Position eines symmetrischen Gegenübers, der Partnerin oder gar asymmetrisch nach oben gerichtet, der Mutter, ein – die Generationenfolge wird aufgehoben oder ins Gegenteil verkehrt. Die töchterliche Entgrenzung in einer generativen Umkehrlogik trat bereits in der Analyse des Falls Klara<sup>65</sup> als konstitutives Moment der Fallstruktur auf. In der abschließenden Diskussion soll die Generationenumkehr als ein zentrales Element der die Adoleszenz erschwerenden Familiendynamik ausführlich diskutiert werden.

### ***Mina: Dass er ne Freundin hat***

Durch Einbezug des nachfolgenden Sprechaktes offenbart sich, worin für Mina die Katastrophe besteht: die Partnerschaftslosigkeit der Eltern in Folge ihrer Trennung. Dies überrascht insofern, als dass Partnerschaftslosigkeit als solche erst einmal keine existenzielle Bedrohung darstellt.<sup>66</sup> In Minas Realität stellt sich dieser Umstand anders dar. Das Moment der Entlastung (*heilfroh*) enthält eine betroffenen machende Offenbarung: Bisher hat sich Mina in großer Sorge um ihren Vater befunden und sich womöglich sogar in der Pflicht gesehen, die ‚Rolle‘ der (fürsorgenden) Partnerin für ihren Vater zu übernehmen und ist durch die (neue) Partnerin nun von dieser (vermeintlichen weil selbst konstruierten, für Mina dadurch aber nicht weniger realen) Fürsorgepflicht entbunden. Der Vater wird als eine auf Betreuung angewiesene Person entworfen. Indem die Partnerin mit dem unspezifischen Artikel *eine* versehen wird, wird ihre Funktionsübernahme deutlich: Es geht nicht um die konkrete Person, sondern um die (Neu-)Besetzung der Position als Partnerin. Diese Funktionalisierung kann als weiterer Ausdruck der Entlastung der Tochter interpretiert werden. Die (existentielle) Bedrohung durch die Partnerschaftslosigkeit des Vaters schmälert die Erwartung und Ansprüche auf ein Minimum: Es geht nicht mehr darum, dass die Frau an der Seite des Vaters bestimmte Eigenschaften mitbringt, Mina braucht vor allem die entlastende Befreiung aus der ‚Rolle‘ der Partnerin.

Der bisherigen Analyse Rechnung tragend und vor dem Hintergrund der Vergleichsfolie (*bei Papa*) wird auch eine für die Beziehungsebene zur Mutter bedeutsame Differenz deutlich:

---

<sup>65</sup> Dies wurde insbesondere in der in Schutz nehmenden, legitimierenden Äußerung *aber er war auch erst 19* deutlich.

<sup>66</sup> Im individuellen Einzelfall mag dies jedoch zutreffen, dies bedürfe allerdings spezieller Bedingungen, wie beispielsweise denen eines mit der Trennung begonnenen Drogenkonsums.

Mina ist lediglich bezüglich der Abwendung der Katastrophe (durch eine neue Partnerschaft) bei Ihrem Vater erleichtert – im Rekurs auf den Beginn der Analyse steht (ungeachtet des Inhalts) fest: *bei Mama ist es anders*. Dies motiviert die Lesart, dass es sich bei Minas Äußerungen um eine Art doppelte Fehlleistung handelt, sodass Mina subjektiv intendiert, die Freude mit ihrem Vater auszudrücken, dabei aber implizit die ‚Missgunst‘ mit ihrer Mutter offenlegt und latent zugleich die Belastung, der sie durch ihren Vater ausgesetzt ist (ungeachtet des Versuchs der Glättung durch *zum Beispiel*)<sup>67</sup> preisgibt. Das eigentlich als Glättung eingefügte *zum Beispiel*, ist von hoher interpretatorischer Bedeutung, da dies latent außerdem die Ausgeschlossenheit der Transformation abbildet. Nach Analyse des Sprechaktes können folgende Ebenen unterschieden werden:

Manifest:	Ich freue mich für Papa
Implizit:	Für Mama freue ich mich nicht
Latent (interpersonell):	Ausdruck von tiefer Sorge um den Vater und Entlastung durch die neue Partnerschaft; Ausdruck von fehlender Freude bei Abwendung der ‚Katastrophe‘, keinen Partner zu haben, bei der Mutter über die implizit aufgerufene Kontrastfolie
Latent (intrapsychisch):	Eine Transformation der Belastungsgefühle gegenüber dem Vater ist nicht denkbar, die Zukunft ist diesbezüglich geschlossen

Die ‚Missgunst‘ mit der Mutter ist, differenzierter gesprochen, die latente Äußerung, dass sich Mina bei ihrer Mutter nicht über die Abwendung der Katastrophe freut und damit, dass sie sich nicht über die neue Partnerschaft der Mutter freut, es vielleicht sogar begrüßt hat, dass ihre Mutter zuvor keinen Partner hatte. Dies ist vor dem Hintergrund, dass Mina bei ihrer Mutter lebt, ein neuer Partner also ein direkter Konkurrent um Zeit und Aufmerksamkeit der Mutter verkörpert, nachvollziehbar. Während Mina sich bei ihrem Vater in Sorge um sein Wohl befindet, wenn dieser nicht auch eine Person an seiner Seite hat, ist Mina ja bei der Mutter lebend und hat diese damit ‚im Blick‘. Dass sich Mina in Konkurrenz mit dem neuen Partner der Mutter befinden könnte, wird auch durch Kontextinformationen unterstützt: Im direkten Vorlauf der hier analysierten Szene berichtet Mina, dass sie den

---

<sup>67</sup> Die Ergänzung zum Beispiel ist nur hinsichtlich der Stärke der Erleichterung entscheidend, ändert an der Lesart aber nichts Substantielles: Würde das *zum Beispiel* wegfallen, so wäre die Erleichterung nicht mehr eine mögliche Empfindung unter anderen, sondern die zentrale. Das würde vor allem die Stärke der Belastung ausdrücken.

neuen Partner der Mutter das erst Mal unter der Dusche gesehen habe. Sie sei gerade aus Barcelona wiedergekommen und wäre nicht von der Mutter abgeholt worden, was sie im vorwurfsvollen Ton äußert. Zuhause angekommen, entdeckt sie dann den Grund für die Absage der Mutter: ihren neuen Partner.

***M. Das macht mich richtig glücklich.***

Der Anschluss dieses Sprechaktes verwundert, da die Leichtigkeit implizierende Äußerung ‚jemand sei glücklich‘ kaum anschlussfähig an die Erzählung einer Dankbarkeits- und Demutgeschichte im *heilfroh*-Format ist. In der entfremdeten Form *das macht mich richtig X* wird durch Einfügen wohlgeformter Ersetzungen (traurig, wütend, unruhig, wahnsinnig, unzufrieden) ersichtlich, dass X stets emotional aversiv besetzt ist. Die Ersetzung des notwendig aversiven Wortes durch ‚glücklich‘ überrascht kaum, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass mit dem Gefühl der Entlastung immer auch die Belastungsgefühle virulent werden. Mina kommt mit der Schwere und Tragik ihrer familialen Positionierung in Kontakt, die sie durch die Ersetzung mit einem positiv konnotierten Begriff (glücklich sein) tilgt und damit erfolgreich abwehrt. Der latenten Bedeutung des zuvor Analysierten Rechnung tragend wäre die Formulierung *das entlastet mich sehr* zwar wohlgeformt anschlussfähig und zutreffend, in seinem manifesten Bedeutungsgehalt aber brachial ehrlich und unerträglich – wir verstehen nun die eingangs erwähnte Irritation besser. Zudem wird durch die Formulierung *das macht mich* (im Gegensatz zu *darüber bin ich*) erkenntlich, dass X kein Ausdruck eines Gefühlszustands (Seinszustand), sondern ein durch Y herbeigeführter Zustand X ist im Sinne eines Herstellungsprozesses. Mit dem Sprechakt wird auch darauf rekuriert, dass die sprechende Person sich üblicherweise nicht in Zustand X befindet, dieser im Sinne eines singulären Ausschlags nur eine punktuelle Resonanz auf ein bestimmtes Ereignis darstellt. Mina gibt hier Preis, dass ihr Grundzustand der positiven Beschreibung ‚glücklich zu sein‘ entbehrt. Diese latente Offenbarung wundert vor dem Hintergrund der Analyse des vorangegangenen Sprechaktes kaum: Mina sorgt sich um das Wohlergehen ihres Vaters und sieht sich, solange sie sich keiner kompensierenden Partnerin an seiner Seite sicher sein kann, in der Verantwortung der partnerschaftlichen Fürsorge. Mit dem steigernden Zusatz *richtig* wird das Entlastungsmoment unterstrichen, das Ausmaß der Belastung wird ersichtlich.

In der Antizipation wohlgeformt anschließender Reaktionen der Mutter wird die Diffizilität des Geäußerten deutlich: Reagiert die Mutter nur auf den Aufruf der impliziten Kontrastfolie (im Sinne der Kränkung durch Hervorheben der Allianz mit dem Vater) im



kompetitiven Modus (*Warum freust Du dich für Papa und für mich nicht?*), so ließe sie die latente Offenbarung und damit die Belastungssituation der Tochter unbeantwortet. Daneben sind mehrere Reaktionen denkbar, die die Belastungsoffenbarung anerkennen lassen: eine (pädagogisch-therapeutisch entgrenzende) Reaktion, die das Latente expliziert und zur Erforschung desselben auffordert (*Ich stelle mir das sehr belastend vor, dass Papa keine Partnerin hatte, hast Du das auch so erlebt?*). Eine vergleichende Reaktion aus der Perspektive der Mutter, die auf eine empathische Rahmung der Belastungserfahrung verzichtet (*Es freut mich, dass Du Dir um mich keine Sorgen machst*) oder eine Reaktion, die die Gunst der Stunde im Sinne eines (vermeintlichen) Allianzbildungspotentials nutzt (*Dass er jetzt sogar dich mit seinen Problemen belastet hat, das finde ich echt daneben*).

**Mutter: Und bei Mama nicht...**

Mit dieser Antwort reagiert die Mutter auf den motivierten Vergleich des Vorausgegangenen (*für Papa freue ich mich, und das bedeutet auch: für Mama und damit für dich, freue ich mich nicht*). Die von Mina implizit ausgedrückte Kränkung wurde von der Mutter als solche erkannt, aber nicht als solche zugelassen – das wird im Laufe der Rekonstruktion deutlich.

Schauen wir zunächst auf die kontextfreie Formulierung: *und bei X nicht*. Die sprechende Person erhebt den Anspruch, dass das Verhandelte in Bezug auf Person X angemessen wäre, das Person X dieses aber bisher nicht zugesprochen wurde; das Kränkungspotential gegenüber Person X wird offenbar. Folgend sollen zunächst zwei Fälle unterschieden werden: Der Platzhalter X steht für eine Person, die in ihrer individuellen Bezeichnung benannt wird (Franziska, Moritz) oder aber für eine Bezeichnung, die auf das Beziehungsverhältnis verweist (Mutter, Freund, Lehrerin). Während im ersten Fall kein Personalpronomen genutzt werden kann, ist dies im zweiten Fall unumgänglich. Im Sprechakt des Filmes tritt nun die Situation auf, dass die Bezeichnung *Mama* sowohl die von der Tochter gebräuchliche Bezeichnung ihrer Mutter darstellen (analog zu Papa), als auch eine Adressierung in Funktion der Kenntlichmachung der Beziehungskonstellation symbolisieren kann, wobei aber in letzterem Fall das Fehlen des Personalpronomens zu monieren wäre. Für diesen Fall würde der wohlgeformte Sprechakt wie folgt lauten: *und bei deiner Mama nicht*. Durch das Personalpronomen bekäme diese Frage einen expliziteren Vorwurfscharakter, was an folgender Geschichte deutlich wird:

- (1) Moritz erklärt, dass es ihm wichtig sei, bei seinen Freunden immer pünktlich zum verabredeten Zeitpunkt zu kommen. Da er seine Freundin Franziska allerdings

schon häufiger hat warten lassen und in seiner Beteuerung/seinem Vorsatz nicht erwähnte, entgegnet sie vorwurfsvoll: *und bei Deiner Freundin (etwa) nicht...?*

Franziskas Entrüstung und Empörung ist deutlich zu vernehmen. Mit der Selbstdistanzierung, durch die auf das Beziehungsverhältnis verweisende Bezeichnung, wird der Vorwurf im Modus der affektiven Abgrenzung realisiert: Die sprechende Person zeigt sich nicht als durch das Kränkungspotential der Aussage getroffen, sondern thematisiert sich als dritte Person. Demgegenüber würde die Entgegnung (*und bei mir nicht*) zum einen dem Kränkungspotential Rechnung tragen und zum anderen – und das ist hinsichtlich der Mutter-Tochter-Dyade besonders relevant – eine Positionierung zur Beziehung beinhalten. Indes wäre sie auch eine sehr konfrontative Form der Rückfrage, dennoch aber im Dienste einer Beziehungsklärung.

Gehen wir im vorliegenden Fall davon aus, dass *Mama* die von der Tochter gebräuchliche Bezeichnung ihrer Mutter ist (analog zu *Papa*), so wird ersichtlich, dass die Mutter aus der Position der Tochter spricht, denn aus ihrer Position heraus wäre die Thematisierung im Modus der individuellen Bezeichnung überaus verwunderlich, was folgendes Gedankenexperiment illustriert: Stellen wir uns vor, Franziska würde gegenüber Moritz im obigen Beispiel äußern *und bei Franziska nicht* – unter der Prämisse der psychischen Integrität Franziskas verbietet sich eine solche Äußerung. Der Sprechakt *und bei Mama nicht* kann daher wohlgeformt nur von der Tochter selbst oder Personen der Herkunftsfamilie, etwaigen Geschwistern oder dem Vater geäußert werden. Damit wird ersichtlich, dass sich die Mutter selbst zum Objekt macht. Diese Lesart wird auch durch das Fehlen des Personalpronomens gestützt. Die Mutter nutzt die Thematisierung ihrer eigenen Person als Dritte als einen Ausweg aus der dyadischen Bezogenheit. Durch den vollzogenen Positionswechsel bleibt auch der im Beispiel deutlich gewordene Vorwurfscharakter aus: Der Wechsel hat zum Zweck, die Mutter gegenüber der narzisstischen Kränkung durch die Tochter zu immunisieren. Nun können Mina und ihre Mutter über das Verhältnis von ‚Mama‘ und ‚Tochter‘ sprechen, als sprächen sie über zwei von ihnen getrennte Personen. Diese Selbstentfremdung soll als Umgehen der offenbar zu gefährlichen Aushandlung der Beziehung im Kontakt interpretiert werden. Eine Aushandlung auf der Beziehungsebene (was ist zwischen dir und mir) wird zugunsten eines Gesprächs auf der Ebene der Rollenbeziehung abgewehrt – die Mutter verschwindet durch die Fortführung der töchterlichen Erzählung als Dialogpartnerin.

Damit einher geht ein weiterer Effekt: Die Mutter lässt die Tochter gänzlich im Unklaren über die zu erwartende Reaktion. Während betroffene Sprechakte durch ihre Intonation und Wortwahl deutlich werden lassen, ob das Gegenüber erobert, traurig oder

resigniert reagieren wird, lässt der realisierte Sprechakt keine Antizipation der zu erwartenden Reaktion zu – diese Form des Entzugs von einer Positionierung nimmt die Verunsicherung des Gegenübers in Kauf oder intendiert diese sogar. In der im Film realisierten Form wirkt die Äußerung wie eine Provokation, mit der Aufforderung, das implizit Enthaltene zu explizieren, ohne aber emotional betroffen zu sein und agiert damit im Modus der vermeintlichen Gleichgültigkeit (zum Schutz der eigenen Vulnerabilität). Mit dieser Abwehr der Verletzung liefert die Mutter der Tochter keinerlei Anhaltspunkte für die zu erwartende Reaktion.

Die Reaktion der Mutter auf die implizite Botschaft lässt den latenten Sinngehalt der Äußerung Minas unberücksichtigt: Die Offenbarung der Bürde, die die Tochter aufgrund der Partnerschaftslosigkeit des Vaters trägt, bleibt ungesehen und wird von der Mutter nicht beantwortet. Es entsteht das Bild einer Mutter, die ihre Tochter im Sinne eines symmetrischen Gegenübers interpretiert und davon ausgeht, dass die Tochter genau das ausdrücken möchte, was sie manifest sagt. Minas Belastungssituation wird nicht erkannt und kann entsprechend nicht bearbeitet werden. Eine Bearbeitung wäre aber für ihren Ablösungsprozess, insbesondere gegenüber dem Vater, mindestens hilfreich, wenn nicht gar notwendig.

Bezieht man die im vorangegangenen Sprechakt entworfenen Reaktionsmöglichkeiten mit ein, so wird deutlich, dass die Mutter einen geschickten Weg gewählt hat, sich der sozialen Klemme zu entziehen: Indem sie den impliziten Sinngehalt aus der Perspektive der Tochter expliziert, verlässt sie das Feld des Beziehungsgesprächs, ohne die Aussage abwehren oder bestätigen zu müssen. Sie verschwindet als Gesprächsgegenüber mit eigener Positionierung und emotionalem Erleben. Damit ist Mina auf sich zurückgeworfen und muss die explizit ausgesprochene Kränkung gegenüber der Mutter bekräftigen oder nun – in Anbetracht der Deutlichkeit – abwehren oder zumindest abschwächen. Die Mutter prüft in diesem Sinne, ob Mina die Kränkung explizit erneuert oder doch noch zur Allianz mit der Mutter wechselt, indem sie einen versöhnlichen Ton anschlägt und das Gesagte relativiert. Durch die Explikation erhält die Aussage eher einen provokativ auffordernden Charakter und damit eine Ermutigung, die Spitze gegenüber der Mutter zu bestätigen. Die Mutter zeigt sich kaum angegriffen von der Kritik der Tochter. Diese unbetreffene Reaktion muss für Mina wiederum eine starke narzisstische Kränkung sein. Selbst wenn sie darauf besteht, dass sie sich nicht für ihre Mutter freut, reagiert diese nicht nur nicht gekränkt, sondern auch ohne Wunsch nach Verbesserung des töchterlichen Bildes ihres Selbst und ihrer Beziehung.

***Mina: Nee, bei Mama nicht so (zuckt mit den Schultern).***

Mina greift nun die Formulierung, die ihr von der Mutter in den Mund gelegt wurde, auf und bestätigt das Gesagte durch Wiederholung. Dieser Sprechakt ist ebenfalls einer, der der direkten Bezugnahme auf das aktuelle Beziehungsgeschehen entbehrt und stattdessen Distanz über eine das Beziehungsverhältnis zum Ausdruck bringende Ansprache und die (vermeintliche) Adressierung eines/einer Dritten herstellt. Mina nutzt die dritte Person als Bande und weicht so der dyadischen Bezogenheit aus – sie nutzt erneut das Potential der Adressierungstriade. Damit weichen sowohl die Mutter als auch Mina der Beziehungsthematisierung im Kontakt aus. Dass die fokale Äußerung nur dann als sozial geschmeidig gelten kann, wenn die Mutter nicht anwesend ist, wird an folgendem Beispiel deutlich:

- (1) Mia erzählt Katharine, wie sehr es sie nervt, dass ihre Schwester Klara immer zu spät kommt. Da Katharine aus eigener Erfahrung weiß, dass auch ihre Schwester Franziska gerne einige Minuten später kommt, fragt sie: *Nervt es dich auch bei Franzi?* Mia antwortet: *Ne, bei Franzi nicht so.*

Die Person, über die gesprochen wird, ist im Gedankenexperiment nicht anwesend. Wäre sie es, so würde diese Form des Sprechens von einer bewussten Ignoranz gegenüber der Anwesenheit des/der Dritten zeugen, die als intendierter Akt der Beziehungsdistanzierung gedeutet und damit als erneuter Kränkungsversuch ‚über Bande‘ interpretiert werden kann.

Die Spitze gegen die Mutter wird ‚über Bande‘ erneuert und mit dieser Steigerung verschärft. Mina und ihre Mutter nutzen in den ersten Interakten die Regisseurin und/oder das Kamerateam als *stellvertretende Dritte*, die als potentielle Adressaten beider zur indirekten Kränkung des jeweils anderen instrumentalisiert werden. Mutter und Tochter nehmen den Umweg über ein außenstehendes Objekt oder machen sich im Zweifel selbst zu einem, um ihre Verletzungen zu platzieren und/oder abzuwehren. Die Kränkungen werden damit zwar nicht direkt ausgesprochen, erhalten aber, indem sie eine gewisse Unbestimmtheit provozieren, einen zusätzlich bedrohlichen Beigeschmack. Diese latente Bedrohung lädt zu vorübergehendem Verdrängen und Abtun des Gesagten ein. Dieses Verdrängungspotential wird aber hinsichtlich des brachialen Inhalts unhaltbar – eine Aushandlung des Beziehungsgeschehens drängt sich zusehends auf.

***Mina: Is einfach so.***

Mit dem ergänzenden Sprechakt *is einfach so* konstatiert Mina, dass sie keine Bereitschaft hat, ihre Position durch Erklärungen zu legitimieren oder gar sich dafür zu rechtfertigen. Damit wird in Anspruch genommen, dass die Situation unveränderlich ist und auch nicht diskutabel. Während manifest eine Haltung der Gleichgültigkeit inszeniert wird, ist latent

die Verdrängungsleistung des Unangenehmen wahrzunehmen, was an folgenden Geschichten nachvollzogen werden kann:

- (1) Franziska hat für ihre Bachelorarbeit eine Reihe von Büchern in der Bibliothek ausgeliehen. Als der Mahnbescheid über 95 Euro ankommt, ärgert sie sich sehr über sich und telefoniert mit Katharine. Als Katharine beim gemeinsamen Mittagessen fragt, ob Franziska versucht hat, Widerspruch einzulegen, entgegnet diese: *Ja, die sind aber nicht darauf eingegangen. Ich muss die 95 Euro also zahlen. Is einfach so.*
- (2) Moritz kommt missmutig in die Küche. Franziska wartet einige Zeit ab und fragt ihn dann, warum er heute so schlecht gelaunt sei. Moritz grummelt zurück: *Is einfach so.*

In den beiden Beispielen wird deutlich, dass Rückfragen oder weitere Explorationen des Themas unerwünscht sind. Damit sind Äußerungen dieser Form stets auch eine Form der resignativen Immunisierung – Rückfragen werden bei gleichzeitiger Artikulation einer (vermeintlichen) Gleichgültigkeit und damit entsprechender Indifferenz unterbunden. Die zuvor bereits im Sprechakt der Mutter virulent gewordene (zumindest vermeintliche) Abgeklärtheit und Resignation tritt auch hier zutage. Das ist insofern wenig verwunderlich, als die Einnahme einer zum Gegenüber kongruenten Haltung eine gängige Bewältigung der Reaktionsnotwendigkeit darstellt – Mina bearbeitet die emotionslose Reaktion ihrer Mutter, indem sie eine emotional ebenso enthaltsame Haltung einnimmt.

***Mina: Bei Papa freuts mich richtig. Bei Mama nicht so.***

Mina gelingt hier die Artikulation der in der Eingangssequenz enthaltenen, und dort als intendierten Gehalt analysierten, Vergleichsfigur zwischen Mutter und Vater anhand der Differenz im Grad der Freude mit ihren Elternteilen – damit wird die Deutung der Mutter bestätigt (was sich hinsichtlich des vorangegangenen Analysierten logisch anschließt, schließlich provozierte die Mutter mit ihrer Reaktion diese Explizierung). Insofern ist der Sprechakt ein erneutes und dieses Mal deutlicheres Plädoyer für Minas eigene Positionierung (*ich freue mich nicht für Dich, Mama*). Folgendes Gedankenexperiment soll das Folgende veranschaulichen:

- (1) Franziska und Katharine haben beide einen Studienplatz für Humanmedizin erhalten. Als sich die Nachricht im Freundeskreis verbreitet und so auch Mona von dem Glück der beiden erfährt, sagt sie zu ihrem Freund: *Bei Franzi freuts mich richtig. Bei Katharine nicht so.*

In dem Beispiel wird ersichtlich, dass trotz des für Katharine und Franziska gleichermaßen geltenden Ereignis X eine unterschiedliche Bewertung erfolgt. Diese Differenz kann nun

entweder in den unterschiedlichen Voraussetzungen (Franzi hat schon vier Jahre gewartet und sich mehrfach erfolglos in ganz Deutschland beworben) oder in einer Differenz der Beziehungsqualität gründen. Für ersteren Fall wäre aber auch der Sprechakt (*für Franzi freut es mich richtig*) ausreichend. Wohlgeformter erscheint dieser mit der Steigerungsform *sehr* im Gegensatz zum verwendeten *richtig*. In der Verwendung von *richtig* wird eine gewisse Anstrengung ‚so fühlen zu wollen‘ wahrnehmbar, die Äußerung entbehrt einer tatsächlichen emotionalen Beteiligung. *Richtig* dient vielmehr der Beteuerung einer emotionalen Involviertheit und lässt darüber Zweifel an ihrer realen Existenz aufkommen, dagegen bleibt das Steigerungsmoment aber in beiden Fällen gleichermaßen wirksam. Im vorliegenden Fall ermöglicht diese Steigerung eine sanftere Form der Kritik gegenüber der Mutter: In der (künstlichen) Überhöhung der Freude mit dem Vater kann die (geringere) Freude mit der Mutter als *nicht so* stark bezeichnet und muss daher nicht gänzlich negiert werden.

Die Explikation des Unterschieds und damit das Aufzeigen der Differenz, das wird in den Gedankenexperimenten deutlich, beinhaltet immer auch eine Aussage über die Beziehungsqualität – gegenüber Katharine in diesem Fall eine Zurückweisung. Diese Aussage ist notwendig auf die Abwesenheit von Katharine angewiesen, eine Artikulation in ihrer Gegenwart würde eine massive, unverhohlene Kränkung bedeuten. Auch eine Abwesenheit von Franziska scheint der Situation angemessen; ist sie anwesend, so würden wir die Äußerung als Allianzangebot, allerdings in einer Richtung Anbiederung driftenden Form, verstehen. Die Beziehung zu Katharine, das drückt der Sprechakt deutlich aus, ist belastet und das so sehr, dass die Sprecherin sich nicht mit ihr freuen kann oder möchte. Die einzig denkbare Ausnahme vom bisher Angenommenen ist die einer Spielsituation: Spielt eine Gruppe gemeinsam Monopoly, so ist es durchaus denkbar, sich gegenüber der haushoch im Vorteil liegenden Person zu verbünden und trotz deren Anwesenheit zu äußern, dass man sich mit jemandem anders freut, mit der gewinnenden Person aber nicht. In der Spielsituation würde damit die einseitige Vorreiterrolle und damit ein Vorteilmoment ausgeglichen werden. Für diesen Fall der eklatanten ‚Ungerechtigkeit‘ ist der differenzierende Sprechakt und die Artikulation der Schadenfreude möglich – konstitutiv dafür ist aber die Spielsituation, die auf Außeralltäglichkeit und eine zeitliche Begrenztheit angewiesen ist. Im vorliegenden Fall liegt eine solche Situation zwar nicht vor, dennoch kann in Analogie angenommen werden: Mina sieht ihre Mutter als die Gewinnerin im ‚Spiel des Lebens‘.

Noch nicht ausreichend expliziert ist die Bedeutung der Anwesenheit der Mutter: Der explizite Ausdruck des ‚Nicht-Gönnens‘ in Anwesenheit der Empfängerin dieser Missgunst unterläuft die Regeln sozialer Geschmeidigkeit, sodass die Äußerung als Spitze gegenüber

der Dritten interpretiert werden kann. Die Realisierung irritiert daher, weil die erwartbare familiäre Kommunikation gegenüber eines/einer unbeteiligten Dritten\_s eine im Modus der Gemeinsamkeitskommunikation wäre – im Sinne der Betonung kohäsiver Kräfte und einer zumindest der Fassade nach harmonischen Beziehung. An einer solchen Darstellung kann der Sprecherin mit ihrer Äußerung nicht gelegen sein, viel mehr betont sie die Differenz und Missgunst, die ihre Beziehung zur Mutter ausmacht. Es wäre nun möglich, diese Differenzkommunikation in manifester Lesart allein auf das Konto adoleszenter Abgrenzungsbemühungen zu verbuchen. Das potentielle Ausmaß der Kränkung lässt Zweifel an der Übereinstimmung der objektiven Bedeutung der Äußerung und der subjektiv intentionalen Repräsentanz aufkommen: Vielmehr scheint die Annahme plausibel, dass der objektive Bedeutungsgehalt ‚missbraucht‘ wird, um eine möglichst treffende Kritik zu realisieren. Die intendierte Kritik muss dann wiederum als Ausdruck eines latenten Beziehungswunsches gelesen werden.

Mina erneuert mit dem Sprechakt (denn die Mutter ist anwesend) manifest die Distanzierung von der Mutter, mehr noch, sie drückt ihre Ablehnung und ihre Missgunst gegenüber der Mutter aus – *ich will, dass Papa glücklich ist und Du, Mama, unglücklich* und das soll ihre Mutter wissen (und, dem latenten Bedeutungsgehalt nach: das soll ihr Mutter endlich verstehen und betroffen sein). Der initiale Sprechakt kann als latente Offenbarung der Belastung Minas und dem Wunsch, von der Mutter als zu ihrer Kränkung fähiges, und damit für die Mutter bedeutsames Gegenüber anerkannt zu werden, interpretiert werden. Die Reaktion der Mutter (*und bei Mama nicht*) reagiert wiederum nur auf das implizit Aufgerufene und entzieht sich damit einer emotional involvierten Positionierung innerhalb der Mutter-Tochter-Dyade. Stattdessen wählt sie die Einnahme der Position der Tochter, um emotional abstinent zu bleiben.

Mit dem in diesem Abschnitt analysierten Sprechakt kommt Mina nun der latenten Provokation der Mutter (*sag es, wie es ist*) nach und erneuert die Spitze ihr gegenüber – diese Spitze soll vor dem Hintergrund der eher abstinent reagierenden Mutter aber ebenso als Beziehungsangebot interpretiert werden. Reagiert die Mutter, wie in der ersten Beantwortung, ohne Ausdruck einer Betroffenheit, so nimmt sie in Kauf, die Tochter in ihrem Angriff und dem Wunsch, etwas in ihr auszulösen (und als ein solcher wurde der Angriff der Mutter analysiert) unbeantwortet zu lassen.

***Mina: Vor allen Dingen, seit dir (meint ihre Mutter) hatte er keine feste Freundin mehr,***

Der Einleitung *vor allen Dingen X* ist ein Steigerungsprinzip inhärent, ihr folgend wird das eigentlich Relevante berichtet. Diese Formulierung nimmt in Anspruch, dass X das Hauptmotiv sei. In folgenden beispielhaften Erzählungen können die verschiedenen Verwendungsformen des Sprechaktes *vor allen Dingen X* nachvollzogen werden:

- (1) Franziska sagt zu ihrem Mitbewohner Moritz, nachdem sie eine Zeit lesend im Wohnzimmer gesessen haben: *Mir fällt die Lautstärke der Autobahn jetzt immer wieder auf – vor allen Dingen seit wir die Bäume vorm Haus gefällt haben.*
- (2) Franziska sagt zu ihrem Mitbewohner Moritz, nachdem sie eine Zeit lesend im Wohnzimmer gesessen haben: *Mir fällt die Lautstärke der Autobahn jetzt immer wieder auf – vor allen Dingen in der Nacht.*
- (3) Beim sonntägliche WG-Plenum wird die Stimmung bei der Diskussion um den geplanten Anbau zusehends angespannter. Immer wieder unterbricht Moritz Franziska und wirft ihr am Ende vor, sie sei einfach viel zu unstrukturiert. Franziska verlässt daraufhin den Raum, Katharine folgt ihr einige Zeit später, um nach ihr zu sehen. Zurück im Plenum berichtet Katharine: *Franziska sitzt jetzt in ihrem Zimmer und weint - vor allen Dingen wegen Dir (Katharine schaut Moritz an).*
- (4) Klaus reagiert auf die Nachricht, dass seine Partnerin Mona auf dem Weg von der KiTa zurück den Einkauf vergessen habe: *Es ist super ärgerlich, dass Du den Einkauf vergessen hast – vor allen Dingen, weil wir die Margarine unbedingt für den Kuchen brauchen.*

Ist die nachfolgende Erzählung mit einem begründenden *weil* verbunden (3), so wird die Relevanz des vorher Geäußerten noch einmal ausdrücklich betont und durch die dem *weil* folgende Begründung legitimiert – die geäußerte Position ist durch die Erklärung argumentativ abgesichert. Im Fall 2 ist das X eine zeitliche oder örtliche Eingrenzung des vorher Geäußerten und in diesem Sinne die Explikation der für den Zustand geltenden Bedingungen, unter denen das Phänomen besonders deutlich wird. In der dritten Geschichte wird eine direkte Anklage gegenüber der angesprochenen Person ausgedrückt, dieser Vorwurf geht auch mit einer Schuldzuweisung einher und ist die deutlichste Form der Kritik. Der zeitliche Verweis aus Geschichte 1 folgt ebenfalls der Steigerungslogik. Auch vor Eintritt des Ereignisses X stand es um Y Z. Seit aber nun X eingetreten ist, hat Z eine Steigerung erfahren. Auch in der von Mina realisierten Form wird ein Steigerungsmoment wirksam: Durch die Formulierung *vor allen Dingen X* drückt Mina aus, dass es auch andere Gründe gibt, weshalb sich Mina Sorgen um ihren Vater macht, der vorliegende aber der schwerwiegendste ist, ergo: der Grund, warum sie sich in Sorge um ihren Vater befindet. Nachdem sie zunächst



nur den Status quo ihres Gefühlslebens berichten konnte, steht ihr nun eine legitimierende Erläuterung ihrer Position zur Verfügung. Die Partnerlosigkeit nach der Trennung von der Mutter ist, so der implizite Gehalt des Sprechaktes, der Hauptgrund für das Leid des Vaters und damit auch das Leid von Mina. Damit ist die Äußerung eine schwere Anklage gegenüber der Mutter: Sie hat die Partnerlosigkeit in Folge der Trennung und damit die seitdem andauernde Leidensphase des Vaters zu verantworten. Damit einher geht aber auch eine Funktionalisierung der Mutter: Auch ihre Aufgabe war es, Partnerin des Vaters zu sein (und ihn zu stabilisieren). Der Sprechakt legt ein eindimensionales Verständnis von Beziehung zugrunde: Es gibt nur den Zustand des ‚in Beziehung Seins‘, in diesem Zustand ist alles gut; und den der Partnerschaftslosigkeit, der bedrohlich ist. Dieses binäre Verständnis lässt qualitative Beziehungsunterschiede völlig unberücksichtigt. Indem es vor allem um das Existieren einer Partnerin zu gehen scheint, wird deutlich, dass Mina in erster Linie aus der symmetrischen Position des partnerschaftlichen (sorgenden) Gegenübers entlassen werden möchte und sich eine Besetzung dieser Rolle (egal, wie diese ausgestaltet wird) wünscht: Alles ist besser, als sich selbst in dieser Rolle zu befinden.

Im vorausgegangenen Sprechakt wurde (in Analogie zur Spielsituation) die Lesart, Mina würde ihre Mutter in der bevorteilten Position erleben, entworfen. Der Sprechakt hatte dementsprechend vor allem eine ausgleichende, Gerechtigkeit schaffende Funktion. Diese Lesart wird durch die hier vorliegende Formulierung bestätigt, indem Mina nun expliziert, dass die Mutter die Trennungssituation ‚gewonnen‘ hat (oder zumindest bisher ‚in Führung lag‘). Mina, so kann geschlussfolgert werden, rächt ihren Vater und dessen bisherige Benachteiligung gegenüber der Mutter (da diese in Minas Augen bisher bevorteilt schien) – sie schafft vermeintlich Gerechtigkeit.

Indem Mina nun einen Wechsel von der Thematisierung ihres eigenen Gefühlslebens hin zur Thematisierung der Lebensumstände des Vaters vollzieht, steht ihr die direkte Ansprache der Mutter wieder zur Verfügung. In der Allianz mit dem Vater und womöglich durch die Allianz mit ihm im Sinne seiner Stellvertreterin bestärkt, gelingt ihr die Anklage gegenüber der Mutter. Eine direkte Adressierung scheint ihr aber dann verwehrt, wenn es um die Verhandlung ihrer gemeinsamen Beziehung und ihrer (Enttäuschungs-)Gefühle geht.

Unter Einbezug des letzten Sprechaktes mit der Erneuerung der Spitze gegenüber der Mutter wird der Ursprung der darin latent enthaltenen Freude virulent: Mina gibt ihrer Mutter die Schuld an der bis zum Eingang der neuen Beziehung bestehenden, besorgniserregenden Einsamkeit ihres Vaters.

Indem Mina darauf verweist, dass der Vater seit der Trennung von der Mutter keine feste Partnerschaft mehr eingegangen ist, wird die Bedeutsamkeit der festen Partnerin an der Seite des Vaters, wie sie bereits im initialen Sprechakt analysiert wurde, noch einmal deutlich. Diese Bedeutsamkeit ist Zeuge für die Belastung Minas durch die Partnerschaftslosigkeit des Vaters.

***Mina: Sondern immer nur so hier mal da mal und nichts Festes. Immer nur so Kleinigkeiten.***

Mit der Konjunktion *sondern* wird das Folgende in Kontrast zu dem vorher Geäußerten gesetzt. Die anschließenden Worte *immer nur so* verweisen auf die manifest zugeschriebene Bedeutungslosigkeit und Beliebigkeit des Nachfolgenden, hier der Frauenkontakte des Vaters. Mit der Floskel *hier mal da mal* wird die Beliebigkeits-Figur weiter gesteigert und mit der Fortführung *nichts Festes* im jugendlichen Sprachstil expliziert. Indem Mina die Kontakte und potentiellen Beziehungen ihres Vaters im nächsten Satz als *Kleinigkeiten* betitelt, drückt sie latent zum einen ihre Genervtheit, zum anderen aber auch die Kontinuität des Problems aus, was folgend nachvollzogen werden kann:

(1) Franziska ist verwundert über Katharines Verhalten, die in letzter Zeit immer häufiger genervt von Moritz spricht und fragt: *Was stört Dich denn an ihm?* Katharine erklärt: *Naja, es sind immer nur so Kleinigkeiten, aber die machen mich einfach wahnsinnig. Beim Frühstück lässt er sein Brettchen stehen, er sortiert die Wäsche nicht und immer, wenn wir uns verabreden, kommt er mindestens fünf Minuten zu spät.*

Eine Erzählung, die auf *Kleinigkeiten* (im Sinne eines subjektiv empfundenen Fehlverhaltens) rekurriert, macht deutlich, dass es sich eben nicht nur um bedeutungslose Lappalien handelt, der/die Sprecher\_in ist von der Häufigkeit des Auftretens genervt. Im Kontrast dazu müsste ein auf die liebenswerten Eigenschaften eines Partners oder einer Partnerin abstellender Sprechakt eine Individualisierung (z.B. Macken) kenntlich machen. Der Kontakt des Vaters mit Frauen ist für Mina also ein auf Dauer gestelltes Problem.

Ungewiss des Anspruches auf Gültigkeit der Aussagen von Mina, kann nach dieser Äußerung gemutmaßt werden, dass etwaige Frauenkontakte nicht vor der Tochter versteckt oder geheim gehalten werden, vielmehr scheint Mina über die Intimkontakte des Vaters recht genau Bescheid zu wissen.

***Mutter: Naja...***

Die einem *naja* innewohnende Relativierungsbewegung kann einerseits auf den latenten Schuldvorwurf ‚*Du warst seine große Liebe. Nach Dir hat er keine Frau mehr gefunden, mit der es ihm ernst war*‘ gerichtet sein und damit direkt auf ihre eigene Entlastung zielen oder auf die Einschätzung Klaras bezüglich der Unbedeutsamkeit der nach der Mutter folgenden Beziehungen, was letztlich aber ebenfalls zu einer Schuldminderung, sozusagen ‚über Eck‘, führt. Mit dieser Opposition reagiert die Mutter lediglich auf die Belastung ihrer Person, indem sie die Erzählung der Tochter mit dem Unterton, diese solle mal nicht übertreiben, in Frage stellt. Diese Zurückweisung und Relativierung durch die Mutter muss für die Tochter insofern schmerzhaft sein, als ihre Erzählungen auch Zeugnis ihrer eigenen Belastung durch die Trennung der Eltern sind.

***Mina: Angefangen zu streiten habt ihr als ich 5 oder 6 war.***

Die Relativierungsbewegung der Mutter zurückweisend, greift Mina auf die Nennung belegbarer Indizien, die ihre Position stärken, zurück – das vorher nur implizit Verhandelte wird nun explizit: Es geht Mina um die Trennung ihrer Eltern. Durch die Explikation macht Mina auch deutlich, dass sie an ihrer Position festhalten wird und sie die Bagatellisierung ihrer Mutter, so es ihr möglich ist, unterbinden wird (*red dich nicht raus, ich kann meine Darstellung belegen*).

Durch *angefangen* eingeleitete Erzählungen sind keine Positiverzählung (*Angefangen hat die Misere, als X; Angefangen hat alles, als X*) was insbesondere durch folgende Abgrenzung deutlich wird: Während eine mit *angefangen* eingeleitete Erzählung den Beginn von etwas markiert, was bis heute anhält und latent eine negativ schicksalhafte Konnotation enthält, können auf eine Tätigkeit abzielende *angefangen*-Konstruktionen durchaus in einem positiven Sinne vorgebracht werden (*Mit dem Malen angefangen habe ich, als X*). In ersterem Fall steht der Beginn (und damit die Veränderung) im letzteren die Tätigkeit im Vordergrund. Mina drückt in dem Sprechakt aus, dass ihr Leben seit dem Beginn des Streitens anders ist, der Streit der Eltern also nach wie vor Auswirkungen auf ihr Leben hat; dieses, so kann fortgeführt werden, ist dadurch der vorigen Unbeschwertheit beraubt (*ihr habt angefangen zu streiten...und nie wieder aufgehört*). Erneut wird die (subjektiv erlebte) Schicksalhaftigkeit in ihrem Bericht über die Trennungssituation der Eltern deutlich.

Indem Mina ihr Alter nennt, wirkt die Äußerung wie eine mahnende Erinnerung, als hätte Mina Sorge, dass ihr Mutter diesen Zustand vergessen hätte. Darin enthalten ist auch der Vorwurf, dass die Eltern vor einem fünfjährigen Kind gestritten haben (*ihr hattet gar nicht auf dem Schirm, wie unangemessen es war, vor einem fünfjährigen Kind zu streiten*) –

Mina spricht, als würde sie auf ihre bereits damals bestehende Existenz hinweisen müssen. In dem Rekurs auf den Beginn der Streitereien mobilisiert Mina, dass sie das herbeinahende Unheil (die Trennung der Eltern) von vornherein mitverfolgen konnte. In diesem Sinne enthält die Äußerung auch den Vorwurf, dass die Eltern den damit eingeleiteten Beginn der Trennung hätten wahrnehmen und entsprechend intervenieren können, vielleicht sogar, und das ist der Vorwurf, müssen. Die Trennung der Eltern hat sich nicht als plötzlicher Einschnitt beispielsweise durch das Auftauchen eines neuen Liebesobjekts ereignet, sondern ist Resultat eines längeren, streitintensiven Prozesses.

**Mutter: *Ja und zusammen waren wir auch nicht mehr die letzten 2 Jahre.***

Mit der zustimmenden Äußerung *ja und* wird das zuvor Gesagte bestätigt und um das Folgende ergänzt. Die Zustimmung ist im Sinne des vorigen Relativierungsversuchs zunächst überraschend, lässt sich aber im Sinne der bereits aufgestellten Gleichgültigkeits-Hypothese der Mutter verstehen.

Durch die Kontrastierung mit der Formulierung *in den letzten zwei Jahren* wird deutlich, dass die Trennung nicht den Endpunkt der erzählten Geschichte darstellt: Die Äußerung *in den letzten zwei Jahren* nimmt die Gegenwart zum Bezugspunkt und berichtet über die vorausgegangenen zwei Jahre. Dagegen wird in der fokalen Äußerung *die letzten zwei Jahre* auf einen bereits in der Vergangenheit liegenden Endpunkt verwiesen (z. B. die letzten zwei Jahre vor seinem Tod). Die Trennung wird aber im realisierten Sprechakt, eben gerade nicht als ‚das Ende‘ eingeführt, denn bereits vor dem Zeitpunkt X waren beide getrennt. Dies überrascht insofern, als das Beziehungsende ein guter Kandidat für eine ‚Endpunktmarkierung‘ wäre. Zunächst bleibt offen, welches Ereignis den Endpunkt stattdessen markiert.

Während Mina ihre Belastung, die bereits vor der Trennung mit dem Streiten der Eltern begonnen hat, thematisiert, steigert die Mutter die Logik und führt fort, dass die Eltern nicht nur gestritten haben, sondern die letzten zwei Jahre auch kein Paar mehr waren. Die Nutzung des Wortes *auch* verstärkt das Steigerungsmoment weiter, zeitgleich wird damit die Aussage der Tochter ergänzt, zunächst vor allem aber bestätigt. Dieser Anschluss ist allerdings nicht wohlgeformt, denn Minas Erzählung bezieht sich auf den Bezugsrahmen einer bestehenden Liebesbeziehung innerhalb derer vermehrt gestritten wurde. Mit der Weiterführung *ja und X waren wir auch nicht mehr* wird in Anspruch genommen, sich auf den gleichen Bezugsrahmen zu beziehen. Mit ihrer Äußerung, dass sie *auch nicht mehr zusammen waren* wird aber eben dieser Bezugsrahmen ‚Liebesbeziehung‘ als nicht mehr existent

erklärt. Wir bleiben zunächst mit der Frage zurück, welcher Bezugsrahmen für die Mutter gilt.

***Mutter: Wir haben nur noch zusammengewohnt.***

Diese Weiterführung expliziert das vorher Gesagte weiter. Die Eltern von Mina waren bereits vor der (räumlichen) Trennung kein Paar mehr. Unter Einbezug der vorherigen Sequenz wird nun deutlich, dass der Auszug den Endpunkt der gemeinsamen Geschichte darstellt. Auszug und Trennung fallen also zeitlich nicht zusammen.

In der Verwendung des Ausdrucks *zusammenwohnen* wird bereits die Zweckrationalität des Arrangements deutlich: Während *zusammenleben* ausdrückt, dass es um mehr geht, als lediglich die Wohnverhältnisse, dass man vielmehr ‚sein Leben miteinander teilt‘, wird in der Äußerung *zusammenwohnen* lediglich auf die geteilte Räumlichkeit verwiesen; diese Differenz wird auch in den Begriffen Wohn- vs. Lebensgemeinschaft augenscheinlich.

Die letzten Sequenzen sollen nun in Bezug gesetzt werden: Mina leitet die Erzählung mit der Aussage ein, dass sich ihre Eltern angefangen haben zu streiten, als sie 5 oder 6 Jahre alt war. Ihre Mutter ergänzt dies mit dem Bericht, dass sie die letzten zwei Jahre auch gar nicht mehr zusammen waren, sondern nur noch zusammengewohnt haben. Die Differenzen zwischen der Vorstellung der Mutter und der Tochter werden deutlich: Während für die Tochter die Liebesbeziehung der Eltern als Bezugsrahmen dient, ist es für die Mutter die Wohngemeinschaft. Für die Mutter scheint der Trennung von ihrem Partner demnach keine besondere Relevanz zuzukommen. Das mag womöglich aus ihrer Perspektive auch so sein, weil die Eltern beispielsweise auch schon vor der offiziellen Trennung keine zufriedenstellende Beziehung führten und sich mit der Trennung nur die formale Bezeichnung änderte. Erst der Auszug stellt für die Mutter demnach einen Einschnitt im Familienleben dar. Mit dieser Haltung verkennt die Mutter aber, dass die Zeit vor dem Auszug, in der nämlich nun vermehrt gestritten wurde, für ihre Tochter bereits eine belastende Situation darstellte. Wir gewinnen den Eindruck, die Mutter würde die Tragweite der Streitsituationen der Eltern und ihre ‚emotionale Trennung‘ für ihre Tochter verkennen und der Überzeugung sein, es sei für sie ausreichend, wenn die Eltern weiterhin zusammenwohnen. Vielleicht steht hinter dieser Überzeugung die weit verbreitete Annahme, dass Kinder, solange der ‚äußere Rahmen‘ stimmt, nichts von der belasteten Beziehung der Eltern mitbekommen und insofern keiner Belastung ausgesetzt sind. Die zahlreichen Fallberichte von Helmuth Figdor (2012) legen

nahe, dass dies mitnichten so ist und Kinder für (negative) Veränderungen in der Partnerschaft der Eltern sehr sensibel sind, auch oder gerade dann, wenn sich im Außen (zunächst) nichts ändert. Entgegen dieser Irrtums-Lesart kann die Positionierung der Mutter auch aus einer Selbstbezogenheit und der fehlenden Bereitschaft, sich in die Tochter hineinzusetzen, herrühren. Hier kann nicht geklärt werden, welche Ursache der Äußerung der Mutter zugrundliegt, die Wirkung auf die Tochter ist davon aber ohnehin unabhängig: Die Ausführung der Mutter, dass die Eltern *auch* nicht mehr zusammen waren muss für die Tochter insofern verletzend sein, als sie die Bedeutsamkeit, die die Erfahrung des Streitens und der Trennung für sie haben, nicht anerkennt.

**Mutter: *Aber das war okay,***

Mit der allgemeine Gültigkeit in Anspruch nehmenden Aussage *aber das war okay* beschwichtigt die Mutter die Trennungssituation nicht nur gegenüber sich selbst, sondern auch gegenüber der Tochter. Eine diese Differenz berücksichtigende Äußerung wäre demgegenüber beispielsweise *für mich war das aber okay*.

- (1) Franziska erzählt ihrer Freundin Katharine: *Ich musste früher auch immer meine kleine Schwester mitnehmen – egal wohin. Aber das war schon okay, ich hätte mich darüber wohl auch gefreut als Kleinere.*

In dem Gedankenexperiment wird deutlich, dass die Situation zwar nicht optimal gewesen ist, dass Franziska sie aber akzeptiert hat. Sie erkennt damit einerseits die Notwendigkeit an, markiert aber zugleich auch, dass es ihr lieber gewesen wäre, die Schwester nicht immer mitgenommen haben zu müssen. Dieses Anerkennen drückt sich in der Nutzung des Wortes *schon* aus. Indem die Mutter in ihrer Äußerung auf dieses verzichtet, fehlt auch der Verweis darauf, dass ein anderer Verlauf wünschenswert gewesen wäre. In dem Wissen, dass die Mutter von ihrer Trennung spricht liegt nahe, dass diese Äußerung von der Verleugnung der Schwere der Trennung zeugt. Die Krisenhaftigkeit der Trennungssituation wird von der Mutter sprachlich nicht anerkannt. Durch die Äußerung im ‚Tatsachenformat‘ weist sie die Krisenhaftigkeit auch für ihre Tochter ab. Es ist vorstellbar, dass die Beschwichtigung vor dem Hintergrund der latenten Belastungsoffenbarung Minas für diese schmerzhaft ist.

**Mutter: *also, da waren wir schon wieder so freundschaftlich zusammen,***

Manifest versucht die Mutter hier ein Bild einer freundschaftsanalogen Verbindung zum Vater von Mina zu entwerfen. Womöglich soll mit der Konstruktion *freundschaftlich zusammen* das harmonische Zusammenleben mit Verzicht auf Sexualkontakt chiffriert

werden. Die Mutter versucht die Beschwichtigung weiter auszuführen, erhebt damit den Anspruch, dass es für ein familiales Zusammenleben ausreichend sei, sich nicht mehr zu streiten. Indem die Mutter die Beschreibung *freundschaftlich* um die Relativierung *so* ergänzt, zeigt sich, dass Minas Mutter selbst unsicher ist, welche Beziehungsbezeichnung für diese lange andauernde Trennungsphase passend ist.

***Mutter: konnten zumindest schon wieder miteinander reden.***

Mit der Weiterführung bricht die in den vorigen Sequenzen müßig aufgebaute Erzählung einer für alle Beteiligten tragbaren Trennung in sich zusammen. ‚Miteinander reden können‘ ist keine Chiffre für einen freundschaftlichen Umgang miteinander, viel mehr wird damit euphemistisch der Wechsel vom ‚Kalten Krieg‘-Szenario zu einem Zustand, in dem die Formen höflichen Miteinanders wieder eingehalten werden können, beschrieben (‚der Salzstreuer wurde einem nun wieder gereicht, wenn man um ihn bat und nicht an den Kopf geworfen‘). Die Fähigkeit, *schon wieder* und in diesem Sinne *überhaupt* ‚miteinander sprechen‘ zu können, ist eine Grundvoraussetzung und keine die Qualität einer Beziehung auszeichnende Eigenschaft. Die Aussage lässt damit auch Rückschlüsse auf die Streitphase, die der Zeit des ‚freundschaftlichen Zusammenlebens‘ vorausging, erahnen: Die Eltern haben wahlweise gestritten oder sich gegenseitig als des Wortes nicht würdig erachtet. Das zuvor entworfene Bild eines freundschaftlichen, harmonischen Zusammenlebens und einer ebenso verlaufenden Trennung entpuppt sich als Farce. Es ist eben nicht die Erzählung von einem Elternpaar, dass eine gegenüber den Kindern konfliktarme Trennung vollziehen konnte. Vielmehr wird das Ausmaß der Trennungserscheinungen, die auch gegenüber der Tochter sichtbar werden mussten, deutlich.

***Mutter: Nee, dat war schon hart.***

Mit dem einleitenden *Ne* verneint die Mutter die vorherige Konstruktion einer harmonischen Trennung nun explizit. Die von ihr entworfene Deproblematisierungs- und Heilungsfigur ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Ebenso, wie bei der zuvor getätigten Äußerung *aber das war okay* nimmt die Mutter auch hier die Deutungshoheit in Anspruch und erhebt ihre Bewertung der Situation zu einer allgemeingültigen. Mit dieser Kehrtwende in ihrer eignen Erzählung mutet es an, als würde sie sich im Vernehen ihrer eigenen Erzählungen erstmals selbst der Belastungen dieser Zeit gewahr werden, als würde sie Kenntnis vom Auseinanderdriften der manifest intendierten Erzählung und der sich latent offenbarenden Bedeutung

ihrer Erzählungen nehmen – es war eben doch eine belastende Situation. Dieser Eindruck verstärkt sich durch das Wort *hart*: Berichtet eine Person über eine in der Vergangenheit liegende, harte Zeit, so ist sofort klar, dass die Person froh ist, diese Episode durchstanden zu haben, dass sich in dieser Phase viele Belastungen kumuliert haben und in der Situation befindlich nicht klar war, wie es weitergeht – eine von Schwere und Belastung zeugende Wortwahl.

Es bleibt aber unklar, für wen die Mutter die Situation evaluiert: Indem der Satz eines Objektes entbehrt ist die Referenz unklar und damit, ob die Situation im Sinne der Allgemeingültigkeitsinanspruchnahme für alle hart war oder die Einschätzung nur für sie selbst Geltung beansprucht. Mit diesem Sprechakt werden erneut etwaige Handlungsmöglichkeiten getilgt und im Zuge dessen auch jegliche Schuldfrage.

***Mina: Wer wünscht sich nicht, morgens aufzustehen und die Eltern sitzen am Frühstückstisch?***

Der Beginn der rhetorischen Frage Minas entpuppt sich als gallespeiende Ironie. Das Besondere an diesem Sprechakt ist die auf die ironische Einleitung folgende Explikation, die zunächst positiv konnotiert ist.

Mit der Einleitung *wer wünscht sich nicht* wird ein vermeintlich geltender, verallgemeinerungsfähiger Wunsch proklamiert: Alle wünschen sich X. In Abgrenzung zum vorliegenden Sprechakt wird mit der Formulierung *wer wünscht sich schon X?* deutlich: Niemand wünscht sich X. X ist in diesem Szenario stets aversiv besetzt. Es gilt: X ist ein aversiver Zustand, niemand mag einen aversiven Zustand und damit mag auch niemand X – diese Form der rhetorischen Frage bestätigt die Norm, dass X nicht wünschenswert sei.

Anders im vorliegenden Fall. Nach der Einleitung *wer wünscht sich nicht* wird stets eine im Kontrast zu der realen Begebenheit stehende Äußerung erwartet, was an folgendem Szenario verdeutlicht werden soll:

- (1) Franziska kommt von einem langen Arbeitstag nach Hause und freut sich bereits auf ihre Kinder. Als sie die Wohnung betritt und laut und freudig *hallo zusammen, ich bin wieder zurück* ruft, erhält sie keine Antwort. Stattdessen läuft ihre adoleszente Tochter Lola an ihr vorbei, ohne sie anzuschauen, geschweige denn zu begrüßen. Zu ihrem Mann Moritz, der die Szene aus dem Flur beobachtet hatte, sagt sie daraufhin: *Wer wünscht sich nicht, so (herzlich) begrüßt zu werden?*



Szenarien dieses Formats ist zumeist immanent, dass die Situation nicht explizit beschrieben oder erläutert wird, sondern gerade erst durch die Unbestimmtheit, z. B. durch die unspezifische Beschreibung *so*, ihr volles ironisches Potential entfalten. Werden die Begebenheiten bestimmt, so sind sie zumeist ironisch positiv konnotiert (herzliche Begrüßung). Dies ist sprechaktlogisch insofern notwendig, als dass Wünsche das individuell imaginierte Schöne darstellen. Die Ironie wird erst durch die kontrafaktische Realität augenscheinlich: Der Sprechakt der Geschichte (1) funktioniert nicht, wenn die Mutter tatsächlich freudestrahlend von der Tochter begrüßt worden wäre. Für diesen Fall müsste die Mutter beschwingt ausrufen: *So eine Begrüßung wünscht sich doch jede Mutter*. Die Ironie ist also darauf angewiesen, dass die realen Begebenheiten nicht mit denen der Erzählung übereinstimmen. Die Ironie kann in diesem Fall nur von einer die realen Begebenheiten mitbekommenden Person als solche entlarvt werden. Da für den fokalen Sprechakt allein aus der Textsequenz nicht erschlossen werden kann, auf welche realen Umstände Mina hier rekurriert, werden folgend zwei Lesarten vorgestellt: die erste für den Fall, dass Mina alleine am Frühstückstisch saß; die zweite für den Fall, dass ihre Eltern zwar physisch anwesend waren, aber nicht in affektiver Gattensolidarität:

Lesart 1: In dem Sprechakt der Filmszene wird auf die Allgemeingültigkeit des Wunsches, gemeinsam mit den Eltern am Frühstückstisch zu sitzen, Bezug genommen: Wir können davon ausgehen, dass sich tatsächlich die meisten Kinder eine solche Situation wünschen werden. Wie in dem Beispiel deutlich wurde, ist die Formulierung auf einen kontrafaktischen Bezug zu den realen, in dem Moment des Ausspruchs vorherrschenden, Begebenheiten angewiesen: Mina müsste demnach zum Zeitpunkt der Äußerung alleine am Frühstückstisch sitzen (oder zumindest aus ihrem Zimmer kommen und auf die unbesetzten Stühle blicken). Aus der Filmszene wissen wir, dass das nicht der Fall ist. Daher kann hier angenommen werden, dass ihre Erzählung eine die Trennungssituation zusammenfassende Darstellung ist: In dem Bild, morgens alleine am Frühstückstisch gesessen zu haben, bringt sie zum Ausdruck, wie einsam sie sich in der Zeit gefühlt hat.

Lesart 2: In dem Sprechakt der Filmszene wird nun zunächst eine Situation umschrieben, der keine Ironie entnommen werden kann: Wir können davon ausgehen, dass sich tatsächlich die meisten Kinder wünschen würden, mit den Eltern gemeinsam am Frühstückstisch zu sitzen. Durch die sprachliche Verallgemeinerung des Wunsches wird deutlich: Jede Person, die zwei Elternteilen am Frühstückstisch sitzen hatte, muss für diese Wunscherfüllung dankbar sein. Unter Einbezug des Kontextes und das bedeutet hier der Situation, dass ein Kind mindestens zwei Jahre mit Eltern zusammengelebt hat, die in einen Zwei-Fronten-

Krieg verwickelt den Zustand des ‚miteinander reden Könnens‘ bereits als ausreichend harmonischen Zustand empfunden haben, tritt die bittere Ironie zutage: Mina hat durchschaut, dass ihre Mutter ihr das subjektive Leid abspricht und durch Rekurs auf „heile (Familien-)Welt“-Szenarien wie der eines gemeinsamen Frühstücks zu beweisen versucht. Wir können uns leicht vorstellen, dass eben diese Frühstücksszenarien in Minas Familie keines Falls wünschenswert waren, dass sogar eine räumliche Trennung, dafür aber ein harmonisches Frühstück, von Mina vorgezogen worden wäre. Damit dekonstruiert Mina die zunächst legitim anmutende und als geltend anzunehmende Norm, dass sich jedes Kind ein Elternpaar am Frühstückstisch wünsche. Sie macht deutlich, dass die bloße räumliche Anwesenheit kein Idealzustand verkörpert – dazu bedürfe es mehr. In diesem Sinne ist die rhetorische Frage Minas eine scharfe, vorwurfsvolle Kritik an der Mutter (*ja, du hast erkannt und machst Dir zunutze, dass der allgemeine Wunsch gilt, dass Eltern gemeinsam am Frühstückstisch sitzen. Darüber brauchen wir nicht zu verhandeln. Das ist aber eben nicht ausreichend. Also tu bitte nicht so, als ob alles okay gewesen ist*). Indem Mina auf einen Zustand Bezug nimmt, den man zunächst als Norm setzen würde und erst auf den zweiten Blick deutlich wird, dass es mehr bedarf als nur der in der Norm aufgeführten Bedingungen, wird diese dekonstruiert.

***Mutter: Naja, aber du hast ja trotzdem Papa und Mama gehabt.***

Auch der Mutter scheint die durch die bittere Ironie erzeugte Kritik nicht entgangen zu sein. Sie reagiert nun aber nicht in einer anerkennenden oder gar betroffenen Haltung, sondern wehrt die Äußerung Minas durch Relativierung ab. Mit Hilfe folgender zwei Gedankenexperimente soll die Funktion des Sprechaktes differenziert werden:

- (1) Franziska ist mit ihrer Familie auf dem Weihnachtsmarkt. Ihr jüngstes Kind Samuel wünscht sich schon seit zwei Tagen bei diesem Ausflug Zuckerwatte essen zu können. Auf dem Markt angekommen laufen sie durch das Gewühl, bis sich Moritz, der Partner Franziskas den Fuß verknackst, sodass die Familie frühzeitig zur Straßenbahn zurück muss. Auf Samuels Beschwerde hin, dass er unbedingt Zuckerwatte essen wollte und sich den Besuch des Weihnachtsmarktes so nicht vorgestellt hatte, entgegnet die Mutter: *Naja, aber du hast ja trotzdem Spaß gehabt.*
- (2) Samuel beschwert sich bei seiner Mutter Franziska, dass sein Sparrings-Partner fünf Kilo schwerer gewesen sei als er und der Wettkampf daher unfair. Seine Mutter relativiert: *Naja, aber du hast ja trotzdem ne Chance gehabt.*

Während im Fall (2) die Mutter mit ihrer Aussage versucht, dem Realitätsprinzip Geltung zu verschaffen und damit den Anspruch auf Ungerechtigkeit abweist (Realitätsprinzip-

Figur), wird in ersterem Fall versucht, die Enttäuschung durch Aufzeigen einer alternativen Deutung zu glätten (Heilungsfigur). Beide Situationen referieren aber auf Einschätzungen von Situation (Fairness vs. Ungerechtigkeit) oder dem Erleben einer solchen (Spaß haben vs. Unzufrieden sein). Minas Mutter führt im vorliegenden Fall nun aber eine Tatsache an, die faktisch gilt. Die Reaktion der Mutter lässt nun die zuvor vorgestellte Lesart 2 plausibel erscheinen; mit ihrer Äußerung hebt sie die soeben von Mina vollzogene Dekonstruktion der Norm, die bloße Anwesenheit beider Elternteile sei ausreichend, auf und proklamiert sie erneut. Damit einher geht auch die Aufforderung, dankbar dafür zu sein, dass Mina etwas hat (Mama und Papa) was andere Kinder entbehren mussten. Sie verlangt auf diese Weise um eine Dankbarkeit von ihrer Tochter darüber hinaus entzieht sie Mina die Legitimation unter den Umständen der Kindheit zu leiden – sie verkennt und negiert erneut das subjektive Leiden ihrer Tochter. Eine der von King beschriebenen sieben Dimensionen, die mit dem Eintritt in die Elternschaft immer wieder neu ausgelotet werden müssen, ist die zwischen „Selbstbezüglichkeit und Fürsorge“ (King, 2010, S. 7). Die durchgeführten Analysen geben Anlass, die Haltung der Mutter Minas stärker auf der Seite der Selbstbezüglichkeit zu verorten.

#### **4.2.2 Die zentralen Themen der Interaktionsanalyse**

Bereits im ersten Sprechakt offenbaren sich zentrale Themen, mit denen Kinder in Trennungsfamilien konfrontiert sein können: Ist das Kind vorwiegend bei einem Elternteil lebend, so muss es, dass wurde bereits in den strukturtheoretischen Überlegungen zur Trennung dargelegt, mit den Gedanken leben, dass das andere Elternteil ‚alleine‘ ist. Dass diese Gedanken allzu schnell in Sorge umschlagen und dazu führen können, dass sich das Kind selbst in der Verantwortung wähnt, sich um das ‚alleingelassene‘ Elternteil zu kümmern (schließlich hat es das Elternteil ja auch ‚zugunsten‘ des anderen Elternteils verlassen) verwundert kaum. Vor diesem Hintergrund sind auch Minas Sorgen um ihren Vater, die sie als Belastung offenbarte, zu verstehen. Diese Bewegung kommt aber einer Umkehr der Generationenverhältnisse gleich, Mina begibt sich in die sorgende Haltung eines Elternteils. In dem Moment, in dem sie um eine Partnerin an der Seite ihres Vaters weiß, ist der Vater vor dem ‚Alleinsein‘ bewahrt. Dabei zeigte sich, dass die Qualität der Beziehung oder der Person weniger entscheidend ist, als ihre Existenz.

Es offenbarte sich zudem als intrapsychischer Aspekt, dass für Mina bezüglich der Sorgen um ihren Vater kein Transformationspotenzial besteht. In ihrer Äußerung trat latent

zutage, dass sie davon ausgeht, bei einer erneuten Partnerschaftslosigkeit wieder in Sorge um ihren Vater zu sein.

Dass die Freude gegenüber der Mutter nicht geteilt wird, dass ihr sogar die Partnerschaftslosigkeit gewünscht wird, kann oberflächlich zunächst als Missgunst interpretiert werden. Unter Berücksichtigung der dyadischen Bezogenheit in der *reduzierten Triade* ist der Wunsch, die Mutter solle weiterhin ohne Partnerschaft sein – und das bedeutet, ausschließlich mit dem Kind – im Sinne einer Sorge vor Veränderung der Beziehungsqualität verstehbar. Ein neuer Partner an der Seite der Mutter wäre ein direkter Konkurrent um Zeit, Aufmerksamkeit und Liebe der Mutter. Vor diesem Hintergrund scheint die fehlende Freude weniger Ausdruck einer bewussten Missgunst als vielmehr Wunsch nach maximaler Verfügbarkeit der Mutter zu sein. Die Rivalitätslesart wird unter der Berücksichtigung des der Filmszene vorausgegangenen Dialogs, in dem Mina davon berichtet, wie sie den aktuellen Partner ihrer Mutter kennengelernt habe, gestärkt: Mina sei nach der Ankunft aus Barcelona, da die Mutter sie nicht abholen konnte, zu Fuß nach Hause gelaufen, um dann im Badezimmer den Grund der Verhinderung der Mutter zu entdecken: den neuen Partner, der gerade dabei gewesen sei, zu duschen. Die Kränkung, für den neuen Liebhaber zurückgestellt zu werden, könnte Motiv für den initialen Sprechakt sein, der eine Allianz zum Vater und eine Opposition gegenüber der Mutter deklariert. Die potentielle Allianz zur Mutter ist bereits durch ihre Entscheidung für ihren Liebhaber und gegen die Tochter aufgekündigt.

Für das Verständnis der Bedeutung der als *Adressierung über Bande* bezeichnete Form der indirekten Bezugnahme auf die Mutter („bei Papa“) soll noch einmal ausführlicher betrachtet werden, wozu zunächst von der Ausgangssituation eines Konfliktes zwischen A und B ausgegangen werden soll. Für diesen Fall kann eine dritte Person C zur in der Zweierkonstellation unerreichbar scheinenden Überwindung der Uneinigkeit beitragen, indem diese in triangulierender Funktion zu einer Perspektivenerweiterung beiträgt und entweder auf der Beziehungsebene oder sachbezogen vermittelt. Nun gibt es in dieser Position verschiedene „Involviertheitsgrade“ auf der Achse der Verstrickung in das Beziehungsgeschehen zu den Konfliktpartner\_innen. Dabei soll die familiäre Verbindung im Sinne der maximalen Ausprägung der Verstrickung als Extrempunkt auf der einen Seite dienen und in diesem Sinne strukturell die Position des Vaters (im klassisch triadischen Modell) darstellen. Am anderen Extrem finden wir eine Person, die eine von der Zweierkonstellation unabhängige Instanz darstellt, beispielsweise ein\_e Passant\_in im Bus, der/die ein Streitgespräch eines Paares

oder einer Eltern-Kind-Interaktion mitbekommt. Zunächst sollen aber die beiden Extrempunkte betrachtet werden: Während es einem/einer involvierten Dritten qua diffuser Sozialbeziehung jederzeit zusteht, moderierend oder zumindest intervenierend in eine *Adressierung über Bande* einzugreifen, ist dies gerade für den Fall des ‚unfreiwilligen Einbezugs‘ auf der Grundlage spezifischer Sozialbeziehungen in Rekurs auf Oevermann (2001) nicht möglich. Eine Thematisierung der Beziehungsebene wäre in diesem Fall begründungsbedürftig und stellt insofern zumindest ein Hemmnis dar. Hier wird ein entscheidender Aspekt der familialen Triade deutlich: In Auseinandersetzungen zwischen Elternteil und Kind kann das jeweils unbeteiligte Elternteil jederzeit moderierend eingreifen, was zur Aufweitung der dyadischen Totalität (durch Triangulierung) und damit Entlastung derselben beiträgt.<sup>68</sup> Vor der Hintergrund der Analyse soll für Beziehungsformen, die durch das Fehlen eines/einer triangulierenden Dritten gekennzeichnet sind, die Bezeichnung *reduzierte Triade*, als eine für die alleinerziehenden Situation typische Form der Eltern-Kind-Bezogenheit, dienen. Die Bezogenheit oder stärker, die Totalität speist sich dabei aus der Abhängigkeit des Kindes von der Bezugsperson: Das Kind ist, natürlich entsprechend des Alters und des entsprechenden Entwicklungsstandes graduell differenziert, sowohl ökonomisch, als auch physiologisch und psychosozial von der Bezugsperson abhängig, sei es in Form von benötigter Nahrungsbereitstellung als auch in Form von liebevoller Zuwendung. Indem die Bezugsperson für das Überleben des Kindes verantwortlich und notwendig ist, ist jede Form der Distanzierung und erst recht Anfeindung gegenüber der Bezugsperson potentiell bedrohlich. Vor diesem Hintergrund lässt sich die instrumentalisierte Adressierung der Regisseurin, in der Analyse als Adressierung der Mutter ‚über Bande‘ chiffriert, als Möglichkeit eines im Vergleich zur direkten Adressierung weniger bedrohlichen Angriffs und damit als *moderierte Ablösungsbewegung* verstehen. Auch die Mutter macht sich diese moderierte Adressierung zunutze, allerdings nicht, indem sie die Regisseurin adressiert, sondern sich selbst zur äußeren Dritten macht. Auch diese Figur ist als Regulation der Intimität in der Zweierbeziehung zu verstehen: Da eine direkte Beziehungsthematisierung im Kontakt mit einem hohen Maß an Emotionalität und Intimität einhergeht, ist es leichter, sich selbst zum Objekt zu machen und über dieses zu sprechen, als wäre dieses eine weitere Person, von der die Mutter emotional unabhängig sei. Sowohl Mutter als auch Tochter weichen also über

---

<sup>68</sup> Wichtig zu erwähnen scheint hier, dass diese Moderation in keinem Falle von Erfolg gekrönt sein muss. Aber auch für den Fall des Fortbestehens des Konfliktes oder der Zuspitzung ist doch eine Öffnung der dyadischen Fokussierung und damit eine Entlastung derselben vollzogen.

das *Bandenspiel*, entweder über real anwesende Dritte, oder über inhaltliche Dritte (die sie im Zweifel sogar selbst sein können) aus der hohen Intimität in der Zweierbeziehung aus.

In den Analysen wurde ein weiterer zentraler Aspekt der Mutter-Tochter-Dynamik deutlich: Die Offenbarungen und Hinweise der Tochter, auf die durch die Trennung der Eltern erzeugten Belastungen und die in der Kritik der Mutter latent enthaltenen Beziehungsgesuche wurden von der Mutter nicht beantwortet. Eine Analyse dieser Dynamik wird im nächsten Abschnitt vorgenommen.

### **4.3 Darstellung der zentralen Erkenntnisse der Analysen**

Die für die Alleinerziehendenkonstellation konstitutive, fehlende dritte Person führt zu einer dyadischen Totalität – Mutter und Tochter leben in dyadischer Bezogenheit. Dies macht sich interaktionell sowohl auf Seiten der Mutter als auch auf Seiten der Tochter in Phänomenen wie der Aufhebung der Generationendifferenz, beispielsweise in Form symmetrischer Adressierung, bemerkbar. Um die starke dyadische Bezogenheit und das Fehlen des/der Dritten sprachlich zu fassen, wird die Bezeichnung *reduzierte Triade* gewählt. Die Bezogenheit gilt zwar grundsätzlich für beide Seiten, denn auch die Mutter ist vornehmlich auf die Tochter als Interaktionsgegenüber beschränkt, die Bezogenheit der Tochter zur Mutter ist aber überdies von einer (im Laufe der Entwicklung zusehends abnehmende, aber dennoch beständig wirksamen) Abhängigkeit geprägt. Für den Fall, dass das Kind aus einer vergangenen Liebesbeziehung entstanden ist (und nicht bereits als ‚Ein-Eltern-Kind‘ geplant wurde), müssen sowohl die Mutter als auch die Tochter die Trennung von dem/der Dritten verarbeiten.<sup>69</sup>

Dass die Trennung nicht selten bei allen Beteiligten zu Schuldzuschreibungen gegenüber sich selbst<sup>70</sup> und meist zusätzlich (auch auf Seiten der Kinder) gegenüber mindestens einem Elternteil führen, legte Figdor nachvollziehbar dar (Figdor, 2012, S. 34 ff). Die Reaktionen der Mütter auf die Offenbarung der Belastung auf Seiten der Adoleszenten, die in den Analysen als ‚univolierte‘ oder ‚selbstbezügliche‘ interpretiert wurden, können vor diesem Hintergrund als Abwehr von Schuldgefühlen verstanden werden. Eine Anerkennung der Belastungen, die ihre Töchter in Folge der Trennung erlebt haben, so kann vermutet

---

<sup>69</sup> Wie Figdor (2012) aufgrund seiner jahrelangen Erfahrungen in der Kinder- und Jugendlichen- sowie Familientherapie schreibt, ist die Bearbeitungsnotwendigkeit und die Trauerarbeit dabei unabhängig davon, ob das Elternteil verlassen wurde oder die Trennung selbst initiiert hat. Selbstverständlich macht dieser Umstand einen qualitativen Unterschied, die Trauerarbeit muss aber in allen Fällen gleichermaßen geleistet werden.

<sup>70</sup> Auf Seiten der Eltern besteht die (vermeintliche) Schuld in der ‚Unfähigkeit‘, die Beziehung im Sinne der Kinder fortzuführen.

werden, würde die Mütter auch mit ihrem Schmerz und ihren Schuldgefühlen in Kontakt bringen, weshalb die latenten Offenbarungen der Töchter ‚überhört‘ werden müssen.

Die entsprechende Interaktionsdynamik zwischen Mina und ihrer Mutter wird im Folgenden noch einmal aufgegriffen, um die Dynamik in Gänze zu verstehen: In der manifest geäußerten Kritik an der Mutter offenbarte sich ein latenter Beziehungswunsch von Mina. Der latente Gehalt blieb von der Mutter jedoch über die gesamte Interaktionssequenz hinweg unbeantwortet. Zunächst soll die Dynamik für die Position der Tochter betrachtet werden. Dafür wird kontextfrei zwischen einem bewussten und unbewussten Beziehungswunsch, dessen Artikulation (direkt/indirekt) sowie dessen Ausdrucksform (manifest/latent) unterschieden, die Achtfeldertafel in Abbildung 6 veranschaulicht dies.

		Beziehungswunsch		Artikulation	
		bewusst	unbewusst		
Ausdruck	latent	X	verdrängte Verhinderung		direkt
		X	vermeintlicher Zufall		indirekt
manifest		integer	X		direkt
		strategisch manipulativ	X		indirekt

Abb. 6: Achtfeldertafel – Ausdruck und Artikulation eines Beziehungswunsches

Folgende Typen sollen unterschieden werden:

- Der manifeste Ausdruck eines unbewussten Inhalts sowie der latente Ausdruck eines bewussten Inhalts schließt sich vor dem konzeptionellen Hintergrund der Methodologie der Objektiven Hermeneutik und der Theorie der Psychoanalyse aus.
- Der manifeste Ausdruck eines bewussten Beziehungswunsches in direkter Artikulation stellt einen interpersonell wie intrapsychisch spannungsarmen Fall der Übereinstimmung von Motiv und Ausdruck dar und soll als *integere Form* der Interaktion chiffriert werden.
- Der manifeste Ausdruck eines bewussten Beziehungswunsches in indirekter Artikulation soll als *strategisch-manipulative Form* der Kontaktaufnahme bezeichnet werden.

- Als *vermeintlicher Zufall* soll der latente Ausdruck eines unbewussten Beziehungswunsches in direkter Artikulation gelten – den Prototyp dieser Form stellt der Freud'sche Versprecher dar.
- Als *verdrängte Verhinderung* kann der Fall des latenten Ausdrucks eines unbewussten Beziehungswunsches in indirekter Artikulation bezeichnet werden.

Die letzte Version der Kontaktaufnahme wird im Folgenden weiter expliziert. Zunächst wird ausgeführt, unter welchen Umständen sich die für diesen Fall konstitutiven Aspekte plausibilisieren lassen: Einem unbewussten Beziehungswunsch muss eine Verdrängungsleistung vorangegangen sein, als Ursache dafür kommen verschiedene Auslöser in Betracht. Ein deutendes Verstehen sowie die abschließende Bestimmung der wirkmächtigsten Auslöser sind dem Zuständigkeitsbereich der psychoanalytischen Behandlung zuzuordnen; für das Verständnis der zugrundeliegenden Interaktionsstruktur ist ein Verweis auf vorstellbare Auslöser ausreichend, so könnten z.B. adoleszente Individuationsstrebungen für eine Verdrängung der Wünsche ins Unbewusste sorgen. Diese bleiben nun aber nicht im Unbewussten verborgen, sondern verschaffen sich über die latente Ebene Ausdruck.

Die indirekte Artikulation kann ebenfalls eine vielschichtige Motivlage zur Ursache haben: Im vorliegenden Fall kommen beispielsweise ein aus der Trennung der Eltern und Allianz mit dem Vater resultierendes ‚Kooperationsverbot‘ mit der Mutter, Individuationsbestrebungen im Rahmen der Adoleszenz und die Angst vor Zurückweisung in Betracht. Diese Motive könnten ausformuliert wie folgt lauten: Ich nehme lieber in Kauf, alleine zu sein, als dass – du mich (auch noch) verletzt – ich meinen Vater verrate – ich mich meinem infantilen Beziehungsobjekt zuwende – ich Gefahr laufe, von Dir zurückgewiesen zu werden.

Im vorliegenden Fall wurde die indirekte Artikulation in Form der Kritiknahme gegenüber der Mutter realisiert; mit Blick auf die Wunscherfüllung kann diese Konstellation als die für das Gegenüber anspruchsvollste gelten, müsste dieser/diese dafür doch zunächst die indirekte Artikulation und den latenten Ausdruck entschlüsseln. Die vorgenommene Differenzierung hilft uns zu verstehen, dass Mina eine Abkehr von ihrer Artikulations-, ‚Strategie‘ insofern nicht zur Verfügung steht, als sie keine bewusst gewählte ist. Infolge intensiviert sie die Kritik im fortlaufenden Dialog gegenüber der Mutter weiter. Mit dem eben Explizierten wird deutlich, dass eine Dechiffrierung dieses Beziehungsgesuchs für die Mutter nahezu unmöglich ist.<sup>71</sup> Es wäre daher sehr überraschend, wenn die Mutter auf die

---

<sup>71</sup> Eine solche interpretatorische Leistung wäre wohl am ehesten von therapeutisch Professionalisierten zu erwarten



Latenz reagieren würde, ebenso erstaunlich ist aber, dass auch die manifeste Kritik unbeantwortet bleibt: Die Mutter reagiert auf Minas Kritik mit einer eigentümlichen Unbezogenheit. Eine Bezugnahme hätte zumindest das Beziehungsangebot beantwortet, auch wenn dies vermutlich im Modus des Konflikts realisiert worden wäre. Die gänzlich fehlende Beantwortung (harmonisch wie konfliktuös) in Kombination mit der bereits ausgeführten Unmöglichkeit des Strategiewechsels münden in einer destruktiven Spirale, in welcher die Intensität der Kontaktlosigkeit gesteigert und eine Kontaktaufnahme immer voraussetzungsvoller wird.

Als Gründe für die Verdrängung und die indirekte Artikulation des Beziehungswunsches wurden einerseits adoleszente Individuationsbestrebungen angeführt, andererseits aber auch solche, die spezifisch für die Alleinerziehendenkonstellation in Folge einer elterlichen Trennung sind (Allianz mit dem Vater, die eine kooperative Bezugnahme auf die Mutter verbietet und die Totalität der Dyade). Die abstinenter Reaktionen der Mutter sollen, mit Verweis auf King (2002), als Ausdruck einer mangelnden generativen Haltung verstanden werden. Wie wichtig eine dritte Person zur Regulation der dyadischen Totalität ist, wurde bereits in der theoretischen Verortung dargelegt, dort zunächst mit Fokus auf die frühe Triangulierung (Benjamin, 1992, S. 107; King, 2018, S. 90). In Abbildung 2 wurde deutlich, dass ein\_e Dritte\_r sowohl als Ausgleich der mangelnden Generativität der Mutter als auch als triangulierende\_r Dritte\_r im Konfliktgeschehen wirken könnte; diese\_r Dritte fehlt in der reduzierten Triade aber. Damit wird auch ersichtlich, wie die Umstände der Trennung und die daraus resultierende Totalität der Dyade die Konfliktdynamik sowohl innerlich begründen als auch äußerlich aufrechterhalten – die Tragik der Beziehungsdynamik offenbart sich.

Für den Fall eines Gesprächs über die Trennung der Eltern zwischen Mutter und Tochter kumulieren sich der individuelle Schmerz des Verlusts (in Abhängigkeit der Verarbeitung), die Schuldgefühle und -zuschreibungen, die Intimität der Zweierbeziehung und die Abhängigkeit innerhalb der *reduzierten Triade* zu einer schwer zu regulierenden Beziehungsdynamik.

Vor diesem Hintergrund können die in der Analyse rekonstruierten und im Folgenden diskutierten Phänomene als Regulationsversuche der dargelegten Dynamik in der reduzierten Triade verstanden werden, dabei werden sowohl real anwesende Dritte als Ausweichmöglichkeit genutzt als auch inhaltlich aufgerufene Dritte, wie der Vater, was in Abbildung 5 veranschaulicht ist.

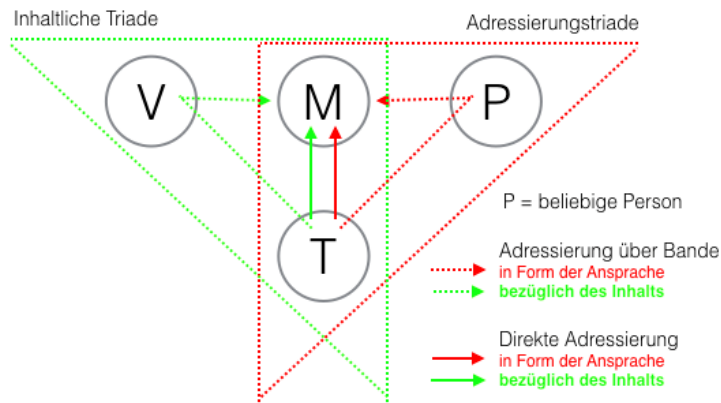


Abb. 5: Differenzierung der Adressierungsformen über Bande

Vor dem Hintergrund der zuvor ausgeführten Schwierigkeiten ist die *Adressierung über Bande* als Ausweg aus der dyadischen Totalität der *reduzierten Triade* zu verstehen. Mutter und Tochter nutzen die Regisseurin beziehungsweise das Kamerateam um die Beziehungsebene nicht im direkten Kontakt, sondern über Dritte (über Bande) zu thematisieren. Es ist leicht vorstellbar, wie unangenehm ein solch unfreiwilliger Einbezug in eine Dyade sein kann. Genau hierin liegt auch ein entscheidender Unterschied zur Aufweitung einer *reduzierten Triade* um eine ‚unbeteiligte‘ Person oder der/des ursprünglichen Dritten beziehungsweise zumindest einer zum familialen System gehörenden Person: Die dritte Person kann nur bedingt moderierend eingreifen, Mutter und Tochter können jeweils auf dir/den von ihnen entworfene\_n fehlende\_n Dritte\_n Bezug nehmen. Anders in der familialen Triade. In dieser Interaktion ist die dritte Person qua diffusem Beziehungsstatus zur Thematisierung der Beziehungsebene berechtigt, kann moderierend eingreifen und so zur Vermittlung im Kontakt beitragen.

Bereits in den der Analyse vorausgegangenen strukturtheoretischen Überlegungen zur Problematik von familialen Trennungssituationen wurde auf Seiten des Kindes von der Gefahr der Sorge um das Elternteil ausgegangen, das aufgrund der räumlich-zeitlichen Trennung nicht mehr oder nur begrenzt im direkten Kontakt mit dem Kind steht. In der Analyse des Falls Mina zeigte sich diese Sorge latent in der Offenbarung der Erleichterung über die neue Partnerschaft des Vaters.

Im Kontrast zur Mutter wird deutlich, dass die gleiche Ausgangssituation (keine Partnerschaft) bei ihr sogar begrüßt, die Freude für die Mutter aufgrund des neuen Partners daher ausbleibt. Diese Reaktion soll als komplementäres Phänomen zur Sorge um das ‚verlassende‘ Elternteil gelten: Während das verlassende Elternteil in der Phantasie des Kindes der

Einsamkeit ausgesetzt ist, untersteht das Elternteil, das bei dem Kind verbleibt, dessen Kontrolle und ist zudem für das Kind als primäre Bezugsperson von hoher Bedeutsamkeit. Ein\_e neue\_r Partner\_in dieses Elternteils hätte zur Folge, dass die Liebe und Aufmerksamkeit der primären Bezugsperson geteilt werden muss. Dass eine neue Partnerschaft in dem einen Fall im Sinne der Erleichterung begrüßt, im anderen Fall als Konkurrenz abgelehnt werden kann, verwundert vor diesem Hintergrund nicht. Diese Figur tauchte in beiden Fällen auf, Mina äußert die fehlende Freude über die neue Partnerschaft der Mutter; Klara erklärt, dass sie es nicht möge, wenn ‚ihre Mutter mit irgendwelchen anderen Männern ist‘. Diese Haltung gegenüber dem/der neuen Partner\_in ist freilich nur eine mögliche Reaktion: Ebenso gut könnte die neue Partnerschaft des primären Elternteils für eine Aufweitung der dyadischen Bezogenheit sorgen und so auch für das Kind eine Entlastung darstellen. Vermutlich liegen diese widersprüchlichen Haltungen in vielen Fällen sogar parallel, im Sinne eines ambivalenten Verhältnisses zum/zur neuen Partner\_in, vor; in den vorliegenden Analysen wurde nur ein Aspekt dieser potentiellen Ambivalenz sichtbar.

Die bereits erwähnte Sorge um das Elternteil, welches die Familie verlassen hat, beinhaltet noch einen weiteren Aspekt: Die Aufhebung der Generationendifferenz, die in einer Umkehr des Generationenverhältnisses ihre Steigerung erfährt.

Beide Varianten, die Aufhebung der Generationendifferenz und die Umkehr des Generationenverhältnisses, traten in der Analyse wiederholt auf, dabei zeigten sich verschiedene Formen: die Generationenumkehr im Modus der Sorge um ein Elternteil; die ebenfalls in der Logik der Generationenumkehr stehende Entschuldigung und Legitimierung elterlichen Verhaltens; die mit einer Aufhebung der Generationendifferenz einhergehende Evaluation des Erziehungsverhaltens und ebenso, im Sinne der Interaktion auf Peer-Ebene, die Rivalität mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil. Diese Formen sind nun solche, die (als Reaktion auf elterliches Verhalten) von den Adoleszenten ausgingen. Solche Bestrebungen der Adoleszenten können grundsätzlich auch als entwicklungsbedingt wünschenswerte Probehandlungen verstanden werden. Zwei Aspekte sprechen allerdings dagegen, in den vorliegenden Fällen von einem solch progressiven Verhalten auszugehen: Zum einen können die Handlungen, wie bereits erwähnt, nicht als genuin adoleszente betrachtet werden, sind vielmehr Reaktionen auf elterliches Verhalten (die Evaluation auf Nachfrage der Mutter, die Sorge aufgrund der ‚Einsamkeit‘ des Vaters, die Entschuldigung als Abwehr der erfahrenen Kränkung), zum anderen erfolgen diese stets im Rahmen ‚anstrengungsbedürftiger‘ Modi:

Sorge, Rivalität, Entschuldigung, Legitimierung, Kritik, Evaluation. Diese Form der Verantwortungsübernahme kann nicht mehr als Teil eines Probehandelns gewertet werden und muss, so soll hier behauptet werden, eine Überforderung für die Adoleszenten darstellen.

Horst-Eberhard Richter (1969) hat dieselben Bestrebungen von der Seite der Eltern aus in zwei Formen beschrieben: Das Kind als „Elternfigur-Substitut“ (S. 108) (im Sinne der Generationenumkehr) oder als „Gatten-Substitut“ (S. 108) (im Sinne der Aufhebung der Generationendifferenz). In Rekurs auf King (2010, S. 51) können beide Formen der Substitution als Ausdruck mangelnder Generativität auf Seiten der Eltern verstanden werden. Die fehlende Generativität auf Seiten der Eltern hat eine Erschwernis der Adoleszenz der Töchter im Allgemeinen und ihrer Individuation im Besonderen zur Folge, denn Generativität würde sich nach King (2002) gerade in der Fähigkeit der Elterngeneration ausdrücken, Raum für die adoleszenten Prozesse im Sinne eines Moratoriums zu schaffen.

Figdor (2012) konnte im Rahmen seiner therapeutischen Arbeit beobachten, dass sich neben den Gefühlen des Verlusts und der Sorge um ein Elternteil in Folge einer Trennung der Eltern bei vielen Kindern die schmerzende Überzeugung entwickelt, sie seien „nicht wichtig, nicht liebenswert genug“ (S. 34), da es ihnen nicht möglich war, dass ausziehende Elternteil zu Hause zu halten. Diese Überzeugung wird durch die an die Tochter adressierte Botschaft, der Vater habe sich nicht ausreichend um sie gekümmert, verstärkt (siehe Abb. 4). Die Legitimierung des väterlichen Verhaltens (*er war auch erst 19*) und seine ödipale Idealisierung (*blond, groß, blaue Augen*) sollen als Heilungsversuche dieser Kränkung im Sinne einer Abwehr gedeutet werden.

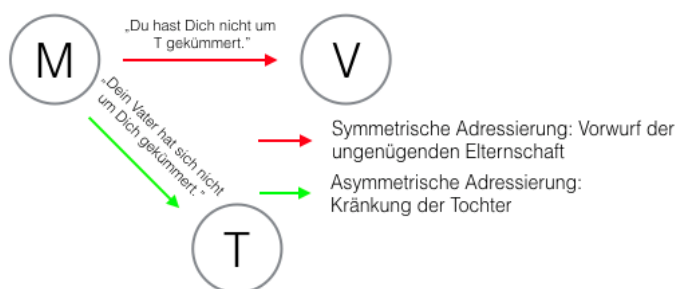


Abb. 4: Adressierungslogiken des Vorwurfs der ungenügenden Elternschaft

Die auf die weitere Erzählung der Mutter folgende ödipale Idealisierung soll als ‚letztes Mittel‘ der Abwehr der Schuldzuweisungen gegenüber dem Vater verstanden werden. In Anschluss an Grieser (2011) soll die Ödipalität als „Kostümierung“ (S. 280) eines präödi-palen Beziehungswunsches betrachtet werden: Die Tochter nutzt die ödipale Bezugnahme,

um einen Ausweg aus der dyadischen Totalität der *reduzierten Triade* zu finden. Vor dem Hintergrund, dass Klaras Vater die Familie verlassen hat, als Klara gerade eineinhalb Jahre alt war, wundert die Suche nach einer nachträglichen Triangulierung kaum. Diese Deutung wird auch durch die Annahme der besonderen Bezogenheit in der Alleinerziehendendyade zwischen Mutter und Tochter gestärkt: Die Totalität der Beziehung.

Dass eine hinzukommende dritte Person sowohl entzweieendes wie verbindendes Potenzial birgt (Simmel, 1908, S.78), konnte in den Analysen empirisch nachvollzogen werden: Der abwesende Vater, einst auch Ausgang verbindender Kräfte in seiner Mittlerfunktion zwischen Mutter und Kind wie beispielsweise in der frühen Triangulierung, ist nach der Trennung Grund für Differenzkommunikation zwischen Mutter und Tochter und in diesem Sinne als entzweieendes Moment wirksam. In den Analysen konnte dieses Verhalten in der Anwaltschaft der Töchter mit ihren Vätern beobachtet werden.

Sichtbar wurde in den Analysen außerdem, dass Dritte in ihrem Potential als gemeinsamer Bezugspunkt außerhalb einer Dyade instrumentalisiert werden können: Die Adressierung der Regisseurin entpuppte sich als vermeintliche im Sinne des *Bandenspiels* und diente der Regulation der Intimität in der Mutter-Tochter-Dyade. Es wird von Instrumentalisierung gesprochen, da es weder Tochter noch Mutter um den Einbezug der dritten Person um ihrer selbst willen ging, vielmehr diente sie dazu, einen Ausweg aus der dyadischen Totalität zu ermöglichen.

Die vorangehend dargelegten Phänomene, müssen vor dem Hintergrund der Analysen als belastende und den psychosozialen Möglichkeitsraum der Adoleszenten beschränkenden Phänomene gelten und stellen insofern eine Erschwernis des Individuationsprozesses der Adoleszenz dar.

## **5 Fazit und Ausblick**

Eine Einheit bleibt: das Kind. Auch dann, wenn sich die Eltern gegen die ihre entscheiden. Dass diese Entscheidung eine für alle Involvierten folgenreiche ist, wurde in den Analysen deutlich. Um die durch die Trennung verursachte dyadische Totalität in der Eltern-Kind-Dyade begrifflich zu fassen, wurde die Bezeichnung *reduzierte Triade* eingeführt. Die in den Rekonstruktionen zutage getretenen Phänomene sollen als Reaktionen auf die für die alleinerziehenden Konstellation spezifische Totalität in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter verstanden werden.

In der *reduzierten Triade* mit adoleszenten Kindern können Individuationsbestrebungen des Nachwuchses, Allianzen mit dem/der abwesenden Dritten und die fehlende Generativität auf der elterlichen Seite zur Unmöglichkeit, Beziehungswünsche im Kontakt auszuhandeln, führen; die entstehende Dynamik kann in Form einer destruktiven Spirale in einer *Verhinderung der Begegnung* münden.

Die symmetrische Adressierung der Adoleszenten konnte als ein Entgrenzungsmoment der elterlichen Seite im Modus der Substitution des fehlenden Gattens durch das Kind, rekonstruiert werden. Mit dieser geht unweigerlich eine *Aufhebung der Generationendifferenz* einher.

Um die hohe Intimität, insbesondere bei mit aversiven Gefühlen assoziierten Themen wie der Trennung der Eltern, bei denen zudem von einer unterschiedlichen Bewertung der Situation von Mutter und Tochter ausgegangen werden kann, zu regulieren, wurde die *Adressierung über Bande* als moderierende Ausweichbewegung identifiziert.

Neben dem Ausweichen aus der dyadischen Totalität über real anwesende Dritte, konnte auch die Bezugnahme auf den Vater als Triangulierungsbewegung verstanden werden: Beide Töchter zeigten sich in dem Gespräch mit den Müttern in *Anwaltschaft mit ihren Vätern* (Entschuldigung, Legitimierung, Sorge und Idealisierung) – diese kann einerseits im Modus der Inschutznahme des Vaters vor den (latenten) Zuschreibungen der Mutter gelesen, andererseits aber auch, wie bereits erwähnt, als Ausweg aus der dyadischen Totalität im Sinne der Nutzung des Vaters als Schutzschild und der Verbündung mit ihm als ‚Kontra-henten‘ der Mutter betrachtet werden.

Für Mina wurde die Bezugnahme auf den Vater im *Modus der Sorge* aufgrund einer fehlenden Partnerschaft herausgearbeitet. Diesem Modus ist eine *Umkehr des Generationenverhältnisses* inhärent. Auch Klara handelte in Verkehrung der generativen Ordnung als sie die *Legitimierung des väterlichen Verhaltens* als Abwehr der durch das Verlassen des Vaters erzeugten narzisstischen Kränkung nutzte. Als ‚stärkstes Mittel der Abwehr‘ wurde die *ödipale Idealisierung des Vaters* interpretiert – dabei konnte auch dieses Verhalten als latentes Triangulierungsgesuch verstanden werden.

In beiden Analysen wurde die Schwierigkeit (im Beisein des Kindes) über die Trennungsgeschichte vom anderen Elternteil zu berichten, deutlich. Die durch Abbrüche und Ambivalenzen gekennzeichneten Erzählungen der Mütter, wurden als Zeichen einer bisher noch nicht ausreichenden Verarbeitung der Trennung gedeutet. Im Bericht über die Beziehungsverhältnisse des Ex-Partners wurde zudem die Problematik des mit dem Begriff ‚Familie‘ verbundenen Konzepts der Einmaligkeit der Familiengründung offensichtlich: Eine

die Beziehungskonstellationen zutreffende Bezeichnung – und damit z. B. die Differenzierung zwischen ‚erster Familie‘ und ‚zweiter Familie‘ des Ex-Partners – stand der Mutter nicht ungebrochen zur Verfügung. Weitere Analysen, die diese *Benennungsproblematik* in den Fokus rücken, scheinen geeignet die Familiensoziologie in dieser Richtung zu schärfen.

Die aktuelle Diskussion zur Gültigkeitskrise der familialen Triade angesichts der Pluralität der Lebensformen und der Erosion binärer geschlechtsspezifischer Rollenbilder (Sutterlüty, Mühlenbacher, Speck, & Maiwald, 2018), wie sie in Abschnitt 2.4 in aller Kürze vorgestellt wurde, wirft weiterhin Fragen zu den notwendigen sozialisatorischen Bedingungen von Vergeschlechtlichung, Individuation und Enkulturation auf. Forschungsarbeiten, insbesondere solche, die die Verknüpfung von kultureller Norm und Strukturgesetzlichkeit eingehend ausleuchten, sind vor diesem Hintergrund dringend notwendig. Um die Bedeutung des Einflusses der vorherrschenden Norm, Familien hätten aus Mann, Frau und Kind(ern) zu bestehen, nachzuvollziehen, scheinen Anschlussarbeiten, die die kindliche Sozialisation in homosexuellen Partnerschaften untersuchen, lohnend.

Dass die familiale Triade als entwicklungsrelevantes Modell weiterhin als zeitgemäß gelten kann, ist vor dem Hintergrund der Analysen mit Verweis auf die individuelle Bedeutsamkeit vertretbar. Um zu ergründen, inwiefern das Fehlen des/der Dritten als Folge der vorherigen Sozialisation innerhalb einer Triade (und damit als Reaktion auf das Verlassenwerden von einem geliebten Menschen) zu betrachten ist, könnten kontrastierende Analysen mit Alleinerziehendenkonstellationen erfolgen, die von vornherein (beispielsweise durch eine Samenspende) als solche geplant waren.

In den Analysen hat sich die Generationenumkehr als ein zentrales Thema in der Beziehung zwischen Adoleszenten und ihren getrennten Eltern gezeigt. Weitere Rekonstruktionen familialer Lebensformen, die sich der Frage, unter welchen Bedingungen und Konstellationen die Phänomene der Aufhebung der Generationendifferenz und der Generationenumkehr ebenfalls wirksam werden, würden sich dieser Arbeit inhaltlich sinnvoll anschließen.

Die Anwesenheit des Kindes bei Berichten der Eltern über ihre Trennung kann als diffizile Situation gelten. Denn das Kind ist insofern ein besonderer zuhörender ‚Dritter‘ und damit Publikum, als es beteiligt und emotional involviert ist, zeitgleich aber auch als weniger ‚belastbar‘ gelten muss. Eine Konstellation zwischen Mutter, Kind und dritter Person trat in den Analysen durch die Anwesenheit der Regisseurin auf. Eine derartige Konstellation findet

sich institutionalisiert in der Familien- sowie Kinder- und Jugendlichen-psychotherapie. Analysen, die die auftretenden Allianz- und Oppositionsstellungen für den Fall des therapeutischen Settings in den Blick nehmen, können wichtige Erkenntnisse über die Dynamik triadischer Konstellationen hervorbringen.

Vor dem Hintergrund der Analysen konnte ein erster Eindruck davon gewonnen werden, welche Phänomene im Umgang mit der dyadischen Totalität der *reduzierten Triade* in der Interaktion zwischen Mutter und Tochter wirksam werden. Die gewonnenen Erkenntnisse können nicht nur für professionell Tätige in der Arbeit mit Familien, sondern auch für ‚Involvierte‘ von hoher Relevanz sein, bieten diese doch die Möglichkeit, die sich vollziehende Dynamik – ganz im Sinne der Triangulierung – aus einer exzentrischen Perspektive zu verstehen.



## Literaturverzeichnis

- Allert, T. (1996). Zwei zu Drei: soziologische Anmerkungen zur Liebe des Paares. Teil I. *System Familie*, 9, 50–59.
- Allert, T. (1997). Zwei zu Drei: soziologische Anmerkungen zur Liebe des Paares. Teil II. *System Familie*, 10, 31–43.
- Allert, T. (1998). *Die Familie: Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform*. Berlin ; New York: W. de Gruyter.
- Benjamin, J. (1992). *Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht* (1. Aufl., 3. [Dr.]). Basel: Stroemfeld/Roter Stern.
- Biallas, J. (2015). Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung. (heute im bundestag (hib), Hrsg.). Abgerufen von [https://www.bundestag.de/presse/hib/2015\\_05/-/376716](https://www.bundestag.de/presse/hib/2015_05/-/376716)  
Letzter Zugriff: 22.03.2019.
- Blos, H. (1980). Der zweite Individuierungs-Prozeß der Adoleszenz. In R. Döbert, J. Habermas, & G. Nunner-Winkler (Hrsg.), *Entwicklung des Ichs* (2. Aufl, S. 179–196). Königstein/Ts: Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein.
- Brockhaus, G. (1993). Männerbilder und weibliche Sehnsüchte. Beispiele aus der NS-Literatur von Frauen. *Die Philosophin*, 4 (8), 8–23.
- Buchholz, M. B. (1993). *Dreiecksgeschichten: eine klinische Theorie psychoanalytischer Familientherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Buchholz, M. B. (1999). „Anders sehen“ und „Herstellung des Dreiecks“. In E. Brech, K. Bell, & C. Marahrens-Schürg (Hrsg.), *Weiblicher und männlicher Ödipuskomplex* (S. 17–47). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Chodorow, N. (1994). *Das Erbe der Mütter: Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter* (4. Aufl). München: Frauenoffensive.
- Chomsky, N. (1974). *Thesen zur Theorie der generativen Grammatik*. (F. Coulmas & B. Wiese, Übers.). Frankfurt am Main: Athenäum-Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Donath, O. (2017). *Regretting motherhood: a study*. Berkeley, California: North Atlantic Books.

- Dornes, M. (2013). *Die Seele des Kindes: Entstehung und Entwicklung* (4. Aufl). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Dosse, F., & Barmann, S. (1996). *Geschichte des Strukturalismus*. Hamburg: Junius.
- Erikson, E. H. (1973). *Identität und Lebenszyklus: drei Aufsätze*. (K. Hügel, Übers.) (27. Aufl, 2015). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ermann, M. (1993). „Frühe“ Triangulierung. In W. Mertens (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Psychoanalyse* (S. 200–207). Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Figdor, H. (2012). *Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung: wie Kinder und Eltern die Trennung erleben*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Freud, A. (1936). *Das Ich und die Abwehrmechanismen* (Ungekürzte Ausg., 22. Aufl). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Freud, A. (1993). *Zur Psychoanalyse der Kindheit: die Harvard-Vorlesungen*. (W. Köhler, Hrsg.) (5.-6. Tausend). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Freud, S. (1973a). Der Untergang des Ödipuskomplexes. In A. Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, & O. Isakower (Hrsg.), *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. (6., Bd. XIII, S. 393–402). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1973b). *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. In A. Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, & O. Isakower (Hrsg.), *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. (6., Bd. V). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1973c). *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. In A. Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, & O. Isakower (Hrsg.), *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. (6., Bd. II/III). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1973d). Über die weibliche Sexualität. In A. Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, & O. Isakower (Hrsg.), *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. (6., Bd. XIV, S. 515–537). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1973e). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse - XXI. Vorlesung Libidoentwicklung und Sexualorganisation. In A. Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, & O. Isakower (Hrsg.), *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. (6., Bd. XI, S. 331–350). Frankfurt am Main: S. Fischer.

- Garz, D., & Raven, U. (2015). *Theorie der Lebenspraxis: Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Goffman, E. (1991). *Wir alle spielen Theater: die Selbstdarstellung im Alltag* (7. Aufl.). München Zürich: Piper.
- Golse, B. (1998). Frühe Triangulierungen und ödipale Vorläufer: Eins, zwei, drei? In D. Bürgin (Hrsg.), *Triangulierung: der Übergang zur Elternschaft* (S. 80–95). Stuttgart: Schattauer.
- Grieser, J. (2007). Freiheit und Entwicklung im triangulären Raum. *Psyche*, 6, 560–589.
- Grieser, J. (2011). *Architektur des psychischen Raumes: die Funktion des Dritten* (Originalausgabe). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Grieser, J. (2015). *Triangulierung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hessinger, P. (2010). Das Gegenüber des Selbst und der hinzukommende Andere. Die Figur des Dritten in der soziologischen Theorie. In E. Esslinger, T. Schlechtriemen, D. Schweitzer, & A. Zons (Hrsg.), *Die Figur des Dritten: ein kulturwissenschaftliches Paradigma* (S. 65–79). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hohenester, B. (2000). *Dyadische Einheit: zur sozialen Konstitution der ehelichen Beziehung*. Konstanz: UVK, Univ.-Verlag.
- Institut für Sozialforschung, Campus Verlag. (2018). *WestEnd 2018/2: Sozialisation und familiäre Triade Neue Zeitschrift für Sozialforschung*.
- Jurczyk, K. (2018). Familie als Herstellungsleistung. In K. Jergus, J. O. Krüger, & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion* (S. 143–166). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. Abgerufen von [https://doi.org/10.1007/978-3-658-15005-1\\_7](https://doi.org/10.1007/978-3-658-15005-1_7) Letzter Zugriff: 22.03.2019.
- King, V. (1999). Der Ursprung im Innern - Weibliche Genitalität und Sublimierung. In E. Brech, K. Bell, & C. Marahrens-Schürg (Hrsg.), *Weiblicher und männlicher Ödipuskomplex*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- King, V. (2002). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz: Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Opladen: Leske + Budrich.

- King, V. (2010). Bedingungen einer Elternschaftskonstellation. Umgestaltung der Identität zu väterlichen und mütterlichen Kompetenzen. *Kinderanalyse, 1*, 1–27.
- King, V. (2018). Die äußere und innere Bedeutung der Triade. Eine Rekonzeptualisierung angesichts pluralisierter Lebensformen. *WestEnd 2018/2: Neue Zeitschrift für Sozialforschung. Sozialisation und familiale Triade, 15* (2), 87–103.
- Klußmann, R. (2000). Die vier Psychologien der Psychoanalyse. In *Psychotherapie: psychoanalytische Entwicklungspsychologie, Neurosenlehre, psychosomatische Grundversorgung, Behandlungsverfahren, Aus- und Weiterbildung* (3., vollst. überarb. Aufl, S. 3–58). Berlin: Springer.
- Koschorke, A. (2010). Ein neues Paradigma der Kulturwissenschaften. In E. Esslinger, T. Schlechtriemen, D. Schweitzer, & A. Zons (Hrsg.), *Die Figur des Dritten: ein kulturwissenschaftliches Paradigma* (S. 9–34). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lang, H. (1999). Die strukturelle Triade - Zur Bedeutung des symbolischen Dritten. In H. Weiss (Hrsg.), *Ödipuskomplex und Symbolbildung: ihre Bedeutung bei Borderline-Zuständen und frühen Störungen* (S. 62–80). Tübingen: Edition Diskord.
- Laplanche, J., & Pontalis, J.-B. (1992). *Urphantasie: Phantasien über den Ursprung, Ursprünge der Phantasie*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Mahler, M. S., Pine, F., & Bergman, A. (1978). *Die psychische Geburt des Menschen: Symbiose und Individuation*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Maiwald, K.-O. (2012). Familie als Beziehungsstruktur. Zum gegenwärtigen Stand der Familiensoziologie. *WestEnd 2012/2: Neue Zeitschrift für Sozialforschung. Sozialisation und familiale Triade, 9* (1), 112–126.
- Maiwald, K.-O. (2018a). Familiäre Interaktion, Objektbesetzung und Sozialstruktur. Zur Bedeutung der ödipalen Triade in der strukturalen Familiensoziologie. *WestEnd 2018/2: Neue Zeitschrift für Sozialforschung. Sozialisation und familiale Triade, 15* (2), 73–85.
- Maiwald, K.-O. (2018b). Objektive Hermeneutik. Von Keksen, inzestuöser Verführung und dem Problem, die Generationendifferenz zu denken – exemplarische Sequenzanalyse einer Interaktion in einem Fernsehwerbefilm. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, & B. Traue (Hrsg.), *Handbuch Interpretativ forschen* (1. Auflage, S. 442–478).

Weinheim: Beltz Juventa.

- Mertens, W. (1993). Ödipuskomplex. In W. Mertens (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Psychoanalyse* (S. 209–224). Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Mertens, W. (1994). *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Bd. 2* (1. Aufl.). Stuttgart Berlin Köln: Kohlhammer.
- Oevermann, U. (1996). Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionellen Handelns. In A. Combe & W. Helsper (Hrsg.), *Pädagogische Professionalität: Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns* (S. 70–182). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Oevermann, U. (2001). Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In R.-T. Kramer, W. Helsper, & S. Busse (Hrsg.), *Pädagogische Generationsbeziehungen* (S. 78–128). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Abgerufen von: [https://doi.org/10.1007/978-3-322-94991-2\\_5](https://doi.org/10.1007/978-3-322-94991-2_5)  
Letzter Zugriff: 22.03.2019.
- Oevermann, U. (2002). Professionalisierungsbedürftigkeit und Professionalisiertheit pädagogischen Handelns. In M. Kraul, W. Marotzki, & C. Schweppe (Hrsg.), *Biographie und Profession* (S. 16–63). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Oevermann, U. (2004). Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In D. Geulen & H. Veith (Hrsg.), *Sozialisationstheorie interdisziplinär: aktuelle Perspektiven* (S. 155–182). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Oevermann, U. (2012). Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In K. Kraimer (Hrsg.), *Die Fallrekonstruktion: Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung* (Originalausgabe, 2. Auflage, S. 58–156). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E., & Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S. 352–433). Stuttgart: Metzler.
- Parsons, T. (1951). The Structure of the Social System. In *The Social System* (S. 68–200).

- Parsons, T. (2002). Family Structure and the Socialization of the Child. In T. Parsons & R. F. Bales (Hrsg.), *Family socialization and interaction process* (Repr., [Nachdr. der Ausg. London] 1956). London: Routledge.
- Person, E. S. (1999). Einige Rätsel des Geschlechts: Der weibliche Ödipuskomplex. In E. Brech, K. Bell, & C. Marahrens-Schürg (Hrsg.), *Weiblicher und männlicher Ödipuskomplex* (S. 48–80). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Plessner, H. (1985). *Die Frage nach der Conditio humana: Aufsätze zur philosophischen Anthropologie* (2. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Richter, H.-E. (1969). *Eltern, Kind und Neurose: Psychoanalyse der kindlichen Rolle* (33. Aufl., ungekürzte Lizenzausg. nach der 2. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Schon, L. (1995). *Entwicklung des Beziehungsdreiecks Vater-Mutter-Kind: Triangulierung als lebenslanger Prozess*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Simmel, G. (1908). *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (7. Auflage). Duncker & Humblot. Abgerufen von: <https://doi.org/10.3790/978-3-428-53725-9> Letzter Zugriff: 22.03.2019.
- Speck, S. (2018). Zweifelhafte Selbstverständlichkeiten. Zur Kritik normativer Vorannahmen triadischer Modelle. *WestEnd 2018/2: Neue Zeitschrift für Sozialforschung. Sozialisation und familiale Triade*, 15 (2), 105–118.
- Statistisches Bundesamt. (2018a). Alleinerziehende in Deutschland 2017. Abgerufen von [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2018/Alleinerziehende/Pressebrochure\\_alleinerziehende.pdf;jsessionid=17F77A14BA228335CDF1CD138FB273AF.InternetLive1?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2018/Alleinerziehende/Pressebrochure_alleinerziehende.pdf;jsessionid=17F77A14BA228335CDF1CD138FB273AF.InternetLive1?__blob=publicationFile) Letzter Zugriff: 22.03.2019.
- Statistisches Bundesamt. (2018b). Alleinerziehende. Tabellenband zur Pressekonferenz am 02.08.2018 in Berlin - Ergebnisse des Mikrozensus -. Abgerufen von [https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/HaushalteMikrozensus/AlleinerziehendeTabellenband5122124179004.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/HaushalteMikrozensus/AlleinerziehendeTabellenband5122124179004.pdf?__blob=publicationFile) Letzter Zugriff: 22.03.2019.
- Statistisches Bundesamt. (2018c). Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Statistik der

rechtskräftigen Beschlüsse in Eheauflösungssachen (Scheidungsstatistik) und Statistik der Aufhebung von Lebenspartnerschaften. Abgerufen von [https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/Bevoelkerungsbewegung/Scheidungsstatistik2010140167004.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/Bevoelkerungsbewegung/Scheidungsstatistik2010140167004.pdf?__blob=publicationFile) Letzter Zugriff: 22.03.2019.

Stern, D. N. (1991). *Tagebuch eines Babys: was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt* (2. Aufl., 9.-14. Tsd). München: Piper.

Stierlin, H., Levi, L. D., & Savard, R. J. (1980). Zentrifugale und zentripetale Ablösung in der Adoleszenz: zwei Modi und einige ihrer Implikationen. In R. Döbert, J. Habermas, & G. Nunner-Winkler (Hrsg.), *Entwicklung des Ichs* (2. Aufl, S. 46–68). Königstein/Ts: Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein.

Sutterlüty, F., & Mühlenbacher, S. (2018). Wider den Triadismus. *WestEnd 2018/2: Neue Zeitschrift für Sozialforschung. Sozialisation und familiale Triade*, 15 (2), 119–138.

Sutterlüty, F., Mühlenbacher, S., Speck, S., & Maiwald, K.-O. (2018). Stichwort: Sozialisation und familiale Triade. *WestEnd 2018/2: Neue Zeitschrift für Sozialforschung. Sozialisation und familiale Triade*, 15 (2), 69–72.

Wernet, A. (2003). Die Auflösungsgemeinschaft „Familie“ und die Grabsteininschrift. Eine exemplarische Fallrekonstruktion, *sozialersinn* (3), 481–510.

Wernet, A. (2009). *Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik* (3. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

## **Eigenständigkeitserklärung**

Hiermit versichere ich, Janna Zieb, dass ich die vorliegende Masterarbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Alle Stellen der Arbeit, die wörtlich oder sinngemäß aus anderen Quellen übernommen wurden, sind also solche von mir kenntlich gemacht. Die Arbeit hat in gleicher oder ähnlicher Form noch keiner Prüfungsbehörde vorgelegen.

---

Ort, Datum, Unterschrift